

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOANALYSE

NR. 11/12

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOANALYSE

NR. 11/12

MÄRZ 1984

Claude Lévi-Strauss	5	Ein kleines mythisch-literarisches Rätsel
	14	Eine „Lacansche“ Psychose
Lutz Mai	39	Affekt und Effekt beim Zwangsneurotiker
Friedrich Kittler	56	Flehsig/Schreber/Freud
Hans-Joachim Metzger	69	Editorial
	72	Satzung der Sigmund-Freud-Schule Berlin
	81	Drucksachen (Rezensionen zu Abraham/Torok u. a.)
	88	Mitteilungen

Herausgegeben von: Norbert Haas, Vreni Haas, Lutz Mai, Christiane Schrübbers
Redaktion dieses Heftes: Norbert Haas

Graphische Gestaltung: Lucienne Demoisy
Satz: Fotosatz Hoffmann, Messel
Druck: Rohr-Druck-Hildebrand GmbH, Kaiserslautern

Printed in Germany
ISSN 0344-8274
© 1984 Verlag Der Wunderblock
Konstanzer Straße 11, D 1000 Berlin 31
Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck mit Genehmigung des Verlags

„Alles muß sich um künftige Schriebe drehen.“ (Lacan, 1974)

Zu **einzelnen** Beiträgen in **diesem** Heft:

Claude Lévi-Strauss: Ein kleines mythisch-literarisches Rätsel

Der WUNDERBLOCK möchte Claude-Lévi Strauss ehren, der am 28. November 1983 fünfundsiebzig Jahre geworden ist. Er kann es nicht besser tun als mit der Wiedergabe dieser kleinen Schrift, in der das Rätsel ist, das uns das Werk von Lévi-Strauss seit langem aufgibt.

Es ist, für den Psychoanalytiker, eingeschlossen weniger in einer korrespondierenden Thematik als in der Leichtigkeit, mit der hier, so scheint es, sich schreiben, zur begrifflichen Identität bringen läßt, was in den besten Texten der Psychoanalytiker noch ungelent und blinkend daberkommt. Die Frage des Stils bleibt durch die Arbeiten dieses großen Forschers heunrubigend wie die der Theorie.

Für die Übersetzung, die das vermitteln kann, danken wir Dietrich Leube; für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung Claude Lévi-Strauss selbst und der Librairie Plon. Une petite énigme mythico-littéraire ist erschienen in: Le Regard éloigné, Paris: Plon 1983.

Eine „Lacansche“ Psychose

„Jacques Lacan war Psychoanalytiker. [...] Und Lacan war Psychiater. Das ist nicht ohne Interesse im Hinblick auf seine spätere Praxis – gibt es doch gute Gründe für die Annahme, Psychiatrie und Psychoanalyse seien in ihren Grundbegriffen schlechtbin unvereinbar, so sehr, daß man sich die Frage stellen kann, ob Analyse eine Therapie ist. Kein Zweifel gleichwohl, daß Lacans psychiatrische Ausbildung ihre Spuren in seinem Werk hinterlassen hat. Noch spät hat er, zum Befremden mancher, in der Klinik von Sainte-Anne im Rahmen einer klinischen Sektion seiner Schule Kranke präsentiert, freilich immer unter Rekurs auf eine Rede- und Frage-Technik, in der sich der Analytiker bekannte.“ (H.-J. Metzger in seinem Nachruf, Stuttgarter Nachrichten vom 12. 9. 81).

Lacans Arbeit in Sainte-Anne ist dem Interessierten, der ihr nicht unmittelbar folgen konnte, bestenfalls vom Hörensagen bekannt. Dank dem Entgegenkommen von J.-A. Miller können wir in diesem Heft das Protokoll einer dieser Krankenvorstellungen wiedergeben.

Lacans présentations de malades waren nicht öffentlich und auch die Publikation hier – notwendig zu sagen, bei der wachsenden Unverschämtheit, mit der in Medien und Hörsälen mit Kranken umgegangen wird – kann nicht so verstanden werden, als gestatte sie einen Blick hinter die Mauern. Dazu eignet sich dieses Dokument nicht. Wohl aber, Passion und Dezenz einer Rede zu belegen, die an die Mauer gegangen ist, um sich ihrer eigenen Setzung inne zu werden und deren Konsequenz zu lehren.

Eine „Lacansche“ Psychose ist im Original unveröffentlicht.

Daß die Vernunft, die sich auf das Drama des Wahnsinns einläßt, bei sich selbst sein könnte, ist als ein Grenzweg aufzufassen, den Freud und Lacan der psychoanalytischen Forschung eröffnet haben. Der kurze Text, den wir mit

Hans-Joachim Metzger: Editorial

veröffentlichen, geht diesen Grenzweg zumindest insofern, als er dem theoretischen Querulanten publizistischen Raum zu geben verspricht. Er formuliert nicht aus, daß Denken, wie Freud es behauptet hat, unbewußt sei, aber er setzt gegen das Ensemble der Wissenschaften vom Menschen, die sich, gleichgültig in welcher Absicht, konservativer oder fortschrittlicher, mehr und mehr in Techniken der Herrschaft und der Beherrschung verstricken, die Abnung von Theorie, deren Subjekt ein ausstehendes ist, sich jedenfalls dem Zugriff der Wissenschaften entzieht. Daraus folgt das Programm zu einer deutschsprachigen Buchreihe, die die erste ist, die Lacan einen Platz einräumt (die quece, Medusa Verlagsges. m.b.H., Wien-Berlin). Für die freundliche Erlaubnis zur Wiedergabe dieses Editorials danken wir.

Gleichfalls als redaktionelles Zitat und als Hinweis erscheinen in diesem Heft die

Statuten der Sigmund-Freud-Schule Berlin

Wir weisen mit dem Abdruck dieses Statuts darauf hin, daß es den Versuch einer Schule gibt, in der Einzelne sich dazu bekennen, in der Arbeit des Unbewußten zu stehen. Was für den Status von Theorie von Bedeutung ist und dem Programm unserer Zeitschrift entspricht.

N. H.

EIN KLEINES MYTHISCH-LITERARISCHES RÄTSEL

Claude Lévi-Strauss

„Die Poesie liegt genau in der Mitte zwischen dem rein Sinnlichen und dem rein Begrifflichen – im Bereich der Sprache.“

(Paul Valéry: *Cabiers*, Ed. de la Pléiade, II: 1130)

Apollinaires Gedicht „Les Colchiques“ (Bibliothèque de la Pléiade, 1965, S. 60) ist allzu bekannt, als daß ich es wiedergeben müßte! Im übrigen möchte ich hier nicht das Ganze in Augenschein nehmen, das Jean-Claude Coquet eingehend analysiert hat (*Sémiotique littéraire*, Paris: Mame 1972, Kap. 6), sondern ein Detail, das den Kommentatoren rätselhaft geblieben ist: Warum gibt der Dichter in den Versen 10–11 den Herbstzeitlosen als Epitheton den Ausdruck „Mütter, Töchter ihrer Töchter“ bei?

In seiner Studie begnügt Jean-Claude Coquet sich mit der Versicherung, die „Wendung (sei) im Französischen wohlbekannt“, und er zitiert als Beleg La Fontaine, der an einer Stelle den Ausdruck „Sohn seiner Werke“ gebraucht, eine Metapher moralisierenden Geistes, die nicht die Urform dieser Denkfigur sein kann; auch ist nicht erfindlich, warum, und vor allem nicht, auf welche Weise sie auf unbeseelte Wesen hätte ausgedehnt werden können.

Die Vorgänger Coquets haben ihrerseits freilich entwaffnende Interpretationen vorgeschlagen: „Mütter, so stark geschminkt, daß man sie für die Töchter ihrer Töchter halten könnte“, sagt R. Faurisson (die Blüte der Herbstzeitlose weist jedoch eine unscheinbare und zarte Färbung auf); M.-J. Durry wiederum bringt die Entstehung der Blumen mit der Ankunft der Kinder in Verbindung, die ihr zufolge „die Blüte des Menschengeschlechts sind . . .“ Der Lösung näher, erwägt R. Lefèvre „eine mögliche Anspielung auf irgendeine botanische Besonderheit der Herbstzeitlosen“, doch er kommt schnell wieder davon ab und fügt hinzu, die „neueren Botanikbücher ermöglichen keine Aufklärung darüber“ (vgl. zu diesen Autoren Coquet, a. a. O., S. 127). Man mag bezweifeln, daß er dort nachgesehen, und mehr noch, daß er ältere Werke konsultiert hat, die den sinnlich wahrnehmbaren Seiten der Dinge gegenüber oft aufmerksamer sind als die modernen Arbeiten. Denn die Herbstzeitlose, „eine in botanischer Hinsicht schwierige und verwirrende Gattung“ (L. H. Bailey, *The Standard Cy-*

clopedia of Horticulture, New York: Macmillan 1943, I, S. 824), besitzt mindestens drei Merkmale – einige davon im übrigen gemeinsam mit anderen Pflanzen –, die, jedes auf seine Art, nicht nur den Sinn der Apollinareschen Wendung, sondern auch die tieferen Gründe erhellen, die ihn dazu bringen konnten, diese in einen bestimmten Zusammenhang zu stellen.

Die Herbstzeitlose, auch „Veillote“ genannt, „weil sie in der Jahreszeit blüht, in der die Abende [veillées] länger werden“ (*Grand Dictionnaire universel du XIX^e siècle . . . par M. Pierre Larousse*) bildet nämlich längliche Blüten, die rasch aus dem Boden treiben und sich im Herbst öffnen. Diese Blüten enthalten nur Staubgefäße; der Fruchtknoten sitzt jedoch an der Außenseite der Knolle, zehn bis zwanzig Zentimeter in der Erde. Zur Befruchtung wandert der Blütenstaub ins Innere der Blütenhüllblätter, die sich nach unten als Röhre fortsetzen, ein Stengel, der fünf- oder sechsmal länger ist als der Blütenkelch, mithin über einen Weg von mehreren Dezimetern.

Zu dieser Besonderheit kommt eine weitere: „Der Fruchtknoten außen an der Knolle bleibt bis zum Frühjahr in der Erde. Dann erscheint er knapp über der Erdoberfläche, entwickelt sich, wächst in die Höhe und bringt im Juni eine Fruchtkapsel mit drei Kammern zur Reife.“ (E. Perrot, *Plantes médicinales de France*, Paris: P. U. F. 1947, Bd. 3, Blatt 67.)

Einen dritten Aspekt schließlich hebt das *Dictionnaire des Sciences naturelles* (. . .) *par plusieurs professeurs du Jardin du Roi et des principales écoles de Paris* (Straßburg: F. G. Levrault und Paris: Le Normant 1816–1830, Bd. X, 1818, Art. „Colchique“) hervor – wobei „Knolle“ [bulbe, m.] entsprechend dem Usus der alten Botaniker im Femininum gebraucht wird: „Diese Blumen kommen im September und Oktober zum Vorschein, und erst im Frühjahr darauf bildet sich das Kraut (. . .) Jedes Jahr verbraucht die Knolle sich, die Blüten und Früchte hervorgebracht hat, und stirbt nach diesem Zyklus ab, um durch eine neue ersetzt zu werden, die daneben entstanden ist: Derart verlagert die Pflanze infolge dieser jährlichen Erneuerung der Knolle, die sich stets nach derselben Richtung vollzieht, ihren Standort jedes Jahr um die Dicke ihrer Knolle.“

Wenn also die Blüte der Herbstzeitlose genaugenommen zwitterhaft ist, so handelt es sich hier um ein Zwittertum ganz eigener Art, liegt doch ein Höchstmaß an Entfernung zwischen dem weiblichen und dem männlichen Organ: Sitzt letzteres in der Blüte, stets am höchsten Punkt der Pflanze, so befindet sich ersteres mehrere Zentimeter tief in der Erde, eingehüllt von der Substanz der fruchtbaren Knolle, die zugleich den Ursprung der bestehenden Pflanze wie auch den jener künftigen verkörpert, die auf sie folgen wird. Ein zeitlicher Zusammenhang also im Verein mit einer

räumlichen Trennung. Dieses stark erweiterte Zwittertum könnte fast zu der Vorstellung von zwei getrennten und sich aus der Entfernung vereinigenden Geschlechtern anregen, zum Bild eines Adams vor der Erschaffung Evas, der einigen Talmudisten zufolge ein Hermaphrodit war, mit zwei Körpern, einem männlichen und einem weiblichen, dergestalt miteinander verwachsen, daß das Fortpflanzungsorgan des einen eine beträchtliche Strecke zu überwinden hatte, um das des andern erreichen und befruchten zu können ...

Nun blüht die Herbstzeitlose mehrere Monate, ehe das Kraut und die Samen sich bilden: Das eine findet im Herbst statt, das andere im Frühling des folgenden Jahres. Die Samen scheinen indes bei der Vermehrung nur eine beiläufige Rolle zu spielen, denn diese ist normalerweise durch die Teilung der Knolle gesichert. Anders gesprochen, gehört die Herbstzeitlose zur großen Familie der Klone, und bekanntlich ist es in solchem Falle äußerst schwierig, wo nicht unmöglich, unter mehreren Exemplaren die Mütter von den Töchtern zu unterscheiden. Manche Gramineen bilden einen Klon, der sich über einige hundert Meter ausdehnt und dessen Ursprung mehr als ein Jahrtausend zurückreicht. In den Vereinigten Staaten wurde ein Klon von annähernd 50 000 Zitterpappeln geortet, der sich auf mehr als achtzig Hektar erstreckte; ein anderer von Bäumen derselben Art mochte ein Alter von 8 000 Jahren haben. In solchen Fällen verliert die Unterscheidung von Generationen in direkter oder indirekter Folge jeglichen Sinn.

Beim *Colchicum autumnale* halten sich also Verwirrung stiftende Faktoren und verschiedene Typen von Verlagerung die Waage: Eine vertikale Verlagerung kennzeichnet den Ablauf der Befruchtung, eine horizontale den der Vermehrung. Zu diesen beiden – räumlichen – Verlagerungen kommt eine dritte – zeitliche – Verschiebung, da doch die Blüte ein und derselben Pflanze acht bis neun Monate vor den Blättern austreibt.

Nun würde die letztgenannte Eigentümlichkeit allein schon genügen, das Epitheton „Mütter, Töchter ihrer Töchter“ zu erhellen.² In der Tat nannten die alten Botaniker nicht nur die Herbstzeitlose *Filius-ante-patrem*, sondern auch den Huflattich und die Pestwurz (*Encyclopédie Diderot-d'Alembert*, Art. „Fils avant le père“) und das Weidenröschen, sei es, weil die Blüten oder die Blütenschäfte vor den Blättern zum Vorschein kommen, sei es, weil die Frucht schon deutlich zu erkennen ist, noch ehe die Blüte sich öffnet. Apollinaire war belesen genug, um auf diese alten Bezeichnungen zu stoßen und sich ihrer aufs neue zu bedienen. Und er hatte, wie das Folgende zeigen wird, Grund genug, sie im Femininum zu gebrauchen.

Er kannte vermutlich auch ihren entlegenen mystischen Ursprung, der ihnen noch größeren Reiz verleiht und sie in hohem Maße zu poetischem Gebrauch empfiehlt. Unter den frühesten Beispielen solcher Art lassen sich zwei Stellen aus den Pseudo-Augustinischen Schriften anführen, die eine aus dem 5. oder 6. Jahrhundert, die andere vielleicht erst aus dem 8. Jahrhundert stammend, die sich auf die Jungfrau Maria beziehen: „Der Schöpfer hat den Schöpfer geboren, die Magd hat den Herrn geboren, die Tochter hat den Vater geboren: Tochter seiner göttlichen Natur, Mutter seiner menschlichen Natur.“⁴ Daher stammt die spätere Formel des zweiten Textes über Maria als „Tochter Gottes, Mutter Gottes“. Man findet den Ausdruck bei Chrétien de Troyes wieder: „Möge der glorreiche Vater es euch gewähren, der seine Tochter zu seiner Mutter gemacht!“ (*Perceval le Gallois*, Ed. Foulet, Paris: Stock 1947, S. 195), desgleichen bei Dante.

Im übrigen ist das Bild – in einem anderen, freilich ebenfalls theologischen Zusammenhang – sehr alten Ursprungs: „Die wedischen Inder“, so notiert Dumézil, „hatten über das Wesen des Feuers nachgedacht, das sich erneuert, sich beständig aus sich selbst erzeugt.“ Daher nannten sie es Tanūnapāt, „Abkömmling seiner selbst“ (*Fêtes romaines*, Paris: Gallimard 1975, S. 66). Im selben Sinn spricht der Mabinogi in *Kulbrwch et Olwen* von Nerth, dem Sohn von Kadarn, und von Llawe, dem Sohn von Erw, das heißt Kraft, Sohn der Stärke, bzw. Erde, Sohn der Furche, während, wie Loth bemerkt, man das Gegenteil erwarten würde (J. Loth, *Les Mabinogion du Livre rouge de Hergest etc.*, 2 Bde., Paris: Fontemoing & Cie. 1913, Einleitung).

Chrétien de Troyes habe ich bereits zitiert, und in der Tat scheint die Wendung in der Artus-Literatur eine besondere Rolle gespielt zu haben. Im *Parzival* von Wolfram von Eschenbach sagt die schwangere Herzloyde über ihren toten Gemahl Gahmuret: „Ich war viel jünger als er und bin doch seine Mutter und sein Weib zugleich, denn ich trage ihn selbst in mir und seines Lebens Samen.“⁴ Auf Schastelmarveile richtet Arnive an Gawan folgende Worte: „Eine Mutter ihr Kind gebiert,/Das Kind seiner Mutter Mutter wird:/ Von dem Wasser kommt das Eis,/Das läßt nicht ab, auf keine Weis',/Bis Wasser komme auch wieder von ihm./Wenn ich mir das als Beispiel nimm:/Weil ich aus Freuden geboren bin –/Wird Freude wieder an mir erkoren,/So gibt eine Frucht die andere Frucht.“⁵ Hier befinden wir uns nun wieder in nächster Nachbarschaft zur Botanik! In einer Anmerkung zu dieser Passage verweist Tonnelat auf Symposius, einen Autor, der im 4. Jahrhundert eine Sammlung lateinischer Rätsel verfaßt hat, die, wie der Kommentator sagt, im Mittelalter mehrfach nachgeahmt wurden (E. Tonnelat, *Traduction du Parzival etc.*, 2 Bde., Paris: Aubier 1934, II, S. 194). Ich habe die lateinische Quelle nicht aufgesucht; sehen wir indes, was jemand, der uns

zeitlich weit näher steht, Alfred de Vigny, von seinen Vorfahren sagt: „Wenn ich ihre Geschichte schreibe, so nehmen sie aus mir ihren Ursprung“; und schließlich will ich, um darzulegen, wie lebendig sich diese Denkfigur in der Sprache erhalten hat, einen Text neueren Datums von Jean Pouillon zitieren: „Der Weg der Tradition verläuft in umgekehrter Richtung wie der der biologischen Vererbung und wird doch oft nach deren Schema dargestellt. Es ist de facto eine umgekehrte Stammfolge: Der Sohn erzeugt hier den Vater und kann sich daher auch mehrere Väter geben!“ (*Fétiches sans fétichisme*, Paris: Maspero 1975, S. 160). Ein semantischer Spielraum gleicher Art, der durch die Umkehrbarkeit der Terme entstanden ist, erklärt vielleicht, warum in der Artus-Literatur (mit der Apollinaire recht gut vertraut gewesen sein muß, wenn er in modernem Französisch eine späte Version des *Perceval* nachfolgen läßt) Parzival einmal der Erbe des Priesters Johannes ist, dessen Namen er annehmen wird (im *Jüngeren Tituel* Albrechts von Scharfenberg), dann wieder (im niederländischen *Lanzelot*) dessen Vater.

Wir haben zunächst in der Anatomie und in der Physiologie der Herbstzeitlose nach der Erklärung für das Attribut „Mütter, Töchter ihrer Töchter“ gesucht, das Apollinaire auf sie anwendet. Dieser Deutungsversuch war durch die mit Ausnahme des Geschlechts identische Bezeichnung *Filius-ante-patrem* bestätigt worden, welche die alten Botaniker der Herbstzeitlose selbst und noch anderen Arten mit denselben Merkmalen gaben. Schließlich waren wir darauf bedacht, das zu rekonstruieren, was man den ethnographischen Kontext dieser Denkfiguren nennen könnte; anders gesagt, die historischen und ideologischen Bedingungen, unter denen sie entstanden sind, sich, eingebettet in eine bestimmte Kultur, erhalten oder verschoben haben: Es handelt sich dabei um esoterische Spekulationen, die in Rätselform als kleine Münze weiterleben, und um theologische Mysterien, die durch die gelehrte Dichtung, die höfische Literatur und die Sprache der Naturwissenschaftler säkularisiert wurden.

Als Ganzes betrachtet, tragen diese Überlegungen zum Verständnis der Existenzberechtigung eines Epithetons bei, das man ansonsten als reinen Einschub ansehen könnte. Zunächst scheint seine Rolle die zu sein, die Blumen zu vermenschlichen oder sie zumindest auf die Stufe belebter Wesen zu erheben, um sie dadurch leichter an die dritte Spitze eines Dreiecks stellen zu können, dessen zwei andere Spitzen bereits die Kühe und die Kinder eingenommen haben. Die letzteren, männlichen Geschlechts (da das Genus von „Kind“ als Maskulinum zu bestimmen ist), werden reifen und ihrer Wege gehen; in diesem Augenblick jedoch entfalten sie eine zerstörerische Tätigkeit

(sie pflücken die Blumen), unter grellem Lärmen, ein Eindruck, den die Lautfolge in den Versen 8–9 durchaus hervorruft: *Les enfants de l'école viennent avec fracas / Vêtus de boquetons et jouant de l'harmonica*, wie dies J.-C. Coquet ganz zu Recht vermerkt (a. a. O., S. 125). Im Gegensatz dazu weiden die Kühe, die weiblich sind, im langsamen Rhythmus des Anapäst, und bald werden sie im Schlachthof verenden oder vergiftet sterben. Zwischen diesen beiden Neigungslinien, die eine aufsteigend, die andere abfallend, leben allein die Herbstzeitlosen auf einer horizontalen Ebene fort, dem Ausdruck so einen doppelten Sinn gebend, wörtlich wie bildlich: auf dem Erdboden durch einen nahezu gleichbleibenden Zustand (da die aufeinanderfolgenden Pflanzen ihren Standort nur um den Durchmesser der Knolle verändern) und durch die Fortpflanzung ihrer selbst zum Identischen. Auf solche Weise verkörpern die Herbstzeitlosen das unveränderliche und fortdauernde Element, das somit dem Gedicht seinen Titel geben kann.

Doch damit ist noch nicht alles gesagt. Wenn das von mir skizzierte Interpretationsschema den drei Termini – Kühe, Kinder, Herbstzeitlosen – einen symbolischen Gehalt zuweist, so bleibt dieser Symbolismus für die beiden erstgenannten undeutlich. Nichts im Text bestätigt ihn; man kann nur darauf schließen. Hingegen wird die symbolische Funktion des dritten Begriffs eindeutig ausgesprochen, und sie bildet die eigentliche Keimzelle des Gedichts: Mit ihrer Farbe, mit ihrer Bewegung im Wind symbolisieren die Herbstzeitlosen die Augen und die Lider der geliebten Frau, die langsam den Dichter vergiften, der sein Leben für diese Augen hingibt. Hier besitzen folglich allein die Herbstzeitlosen uneingeschränkten Zeichencharakter.

Hören wir abschließend einen großen Mathematiker: „In der Interaktion von Signifikat und Signifikant wird offenkundig, daß das Signifikat, mitgerissen vom universalen Strom, den Signifikanten aussendet, ihn in einem ununterbrochenen sich verästelnden Austreiben erzeugt. Doch jedesmal, wenn wir das Zeichen interpretieren, erzeugt der Signifikant aufs neue das Signifikat. Und wie das Beispiel der biologischen Formen zeigt, kann der Signifikant (der Abkömmling) zum Signifikat (dem Elter) werden; dazu bedarf es nur der Zeitspanne einer Generation.“

Gerade durch dieses subtile Pendeln zwischen zwei Morphologien, durch die Forderung nach Umkehrbarkeit und gleichzeitig nach Unumkehrbarkeit trägt die Dynamik der Symbolik (und dies in lokaler und konzentrierter Form) sämtliche Gegensätze der wissenschaftlichen Sicht der Welt in sich, ist sie das eigentliche Sinnbild des Lebens.“ (R. Thom, *Modèles mathématiques de la morphogenèse*, Paris: Union générale d'Éditions (Coll. 10/18) 1974, S. 233.)

Bei dem Versuch, eine für bestimmte Pflanzen gebräuchliche Redewendung zu verstehen, die auf den ersten Blick bizarr erschien, sind wir von Beobachtungen von Botanikern ausgegangen, um am Ende, quer durch die Ideengeschichte, zu den Überlegungen eines Spezialisten der abstraktesten der Wissenschaften zu gelangen: Gedanken über bestimmte formale Eigenschaften der Symbolik, und dies am Beispiel eines Falles, bei dem die fraglichen Pflanzen nachgerade dazu prädestiniert scheinen, Symbolfunktion zu übernehmen. In sich selbst Zeichen geworden, können die konkreten Besonderheiten, die sie von Natur besitzen, sich also mit der semantischen Rolle vereinen, die der Dichter ihnen zuweist. „Mütter, Töchter ihrer Töchter“ – die Herbstzeitlosen sind dies im selben Maße dadurch, daß sie Klone sind und daß zwischen ihrer Blütezeit und dem Austrieb der Blätter eine zeitliche Verschiebung besteht, wie auch dadurch, daß sie die Rolle des Signifikanten gegenüber einem Signifikat erhalten haben. In der gewohnten Perspektive müßten die Blätter als die Vorböten der Blüten erscheinen, während das Gegenteil richtig ist. Die formale Verschiebung ist um nichts weniger unbeständig, weil, wie Thom sagt, sie jedesmal umschwenkt, wenn wir das Zeichen interpretieren. Diese Unbeständigkeit begegnet uns wieder im Gedicht: Wenn Apollinaire die Herbstzeitlose als „augenschattenfarben“ und etwas später als „lidfarben“ beschreibt, so macht er die Lider zum Signifikanten der Blüten, die nun vom Signifikanten der Lider zu ihrem Signifikat werden.

J.-C. Coquet betont in seiner Analyse des Gedichts daher zu Recht, daß „die beiden Ausdrücke sich untereinander definieren lassen“ und daß „wir auf diesem Wege ein mythisches Universum betreten (...), das einzige Universum, in dem es möglich ist, zwei Attribute, die zwei gegensätzlichen Isotopien angehören, zusammenzubringen“ (a. a. O., S. 120). Indes rührt der Gegensatz, den er zu sehen meint, aus seiner zur Interpretation des Textes getroffenen Wahl zwischen Aktivum und Passivum. Doch diese Kategorien sind ohne Relevanz; der Gegensatz löst sich auf, sobald man sie durch diejenigen des Signifikanten und des Signifikats ersetzt, da, wie wir gesehen haben, zu den wesentlichen Eigenschaften der Beziehung von Signifikat und Signifikant jene der allzeitigen Umkehrbarkeit gehört.

Das kleine Exerzitium, zu dem wir den Leser eingeladen haben, führt also vor Augen, daß die strukturelle Analyse sich in einem Kontinuum entfaltet, in dem die empirische Beobachtung der allerkleinsten Eigentümlichkeiten der natürlichen Welt von der Reflexion über die formalen Besonderheiten, die den Mechanismen des Denkens eignen, nicht zu trennen ist. Zwischen diesen äußersten Polen gliedert sich eine ganze Reihe von Zwischenstufen. So kommt es, daß die Funktion „Mütter, Töchter ihrer Töchter“ in den *Colchiques* wie durch das Prisma der Analyse gebrochen er-

scheint, die sie einer trennenden Kraft aussetzt und dabei botanische Aspekte, theologische und mystische Bezüge, eine strukturelle Position im Gedicht und schließlich eine semantische Doppelsinnigkeit herauspräpariert. Wenn uns eine mythische, poetische oder allgemein künstlerische Figur bewegt, so deshalb, weil sie auf jeder Ebene eine spezifische Bedeutung anbietet, die gleichwohl parallel zu den anderen Bedeutungen **bleibt**, und weil wir, auf mehr oder minder undurchschaubare Weise, alle zur gleichen Zeit aufnehmen.

Will man sie aber, um die Natur des ästhetischen Empfindens zu erhellen, voneinander trennen, so bieten sich dafür nur die Wege der Ethnographie und der Historie an, das heißt, die stets unterschiedlichen Weisen, in denen, hier und anderswo, die Menschen gelebt und gedacht haben und fortfahren, die Welt, von der sie ein Teil sind, zu erleben und zu bedenken; allein der gebündelte Rekurs auf die exakten Wissenschaften, die von der Natur und die vom Menschen, ermöglicht es, die Türen zwischen den sinnlichen und den begrifflichen Aspekten dieser Welt einen Spaltbreit zu öffnen, und sei es nur, um dem Sinn eines kurzen Gedichts auf die Spur zu kommen.

Aus dem Französischen von Dietrich Leube

¹ [Anm. d. Übers.: Da dies für den deutschen Leser nicht vorausgesetzt werden kann, sei es hier in Gänze wiedergegeben:

Le pré est vénéneux mais joli en automne
Les vaches y paissant
Lentement s'empoisonnent
Le colchique couleur de cerne et de lilas
Y fleurit tes yeux sont comme cette fleur-là
Violâtres comme leur cerne et comme cet automne
Et ma vie pour tes yeux lentement s'empoisonne

Les enfants de l'école viennent avec fracas
Vêtus de hoquetons et jouant de l'harmonica
Ils cueillent les colchiques qui sont comme des mères
Filles de leurs filles et sont couleur de tes paupières
Qui bartent comme les fleurs battent au vent dément

Le gardien du troupeau chante tout doucement
Tandis que lentes et meuglant les vaches abandonnent
Pour toujours ce grand pré mal fleuri par l'automne]

² Bei der Niederschrift **meines** Textes war mir noch nicht bekannt, daß dieser Zusammenhang bereits von Michel Deguy („Encore une lecture des *Colchiques* ou: un poème de l'apophonie“, *Poétique*, 20, 1974; S. 456, Anm. 7) und von Maria Vailati in einem Kommentar zum Separatdruck des Textes von J.-C. Coquet (*Centro Internazionale di Semiotica e di Linguistica*, Università di Urbino, Vorabdruck Nr. 13, 1972) aufgezeigt worden war. Ich danke J.-C. Coquet für den Hinweis auf diesen Kommentar, der in mehreren Punkten vorweggenommen hat, was mir selbst aufgefallen ist.

³ *Sermo de Virginitate Mariae* (*Patrologia latina*, Suppl., II, col. 1187); *Sermo* 195, 3 (a. a. O., 39, col. 2108). Durch die freundliche Vermittlung von Paul Vignaux war Révérend Père Folliet von den „Etudes augustiniennes“ so gütig, diese Texte zu überprüfen und mir ihre genaue Quelle anzugeben. Ich danke beiden.

⁴ [Anm. d. Übers.: Zit. nach: Wolfram von Eschenbach: *Parzival*, übertragen v. W. Stapel, Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1937⁴, S. 63.]

⁵ [Anm. d. Übers.: A. a. O., S. 378.]

⁶ [im Französischen. Anm. d. Übers.]

EINE „LACANSCHER“ PSYCHOSE

LACAN: Setzen Sie sich, mein Lieber. Sie sind hier auf das lebhafteste Interesse gestoßen. Ich meine, man hat sich wirklich für Ihren Fall interessiert. Sie haben mit Ihren Psychiatern gesprochen. Eine ganze Menge ist etwas klarer geworden. Erzählen Sie mir von sich. (*Primeau schweigt.*) Ich wüßte nicht, warum ich nicht Ihnen das Wort überlassen sollte. Sie wissen sehr gut, was mit Ihnen ist.

PRIMEAU: Ich kann mich nicht eingrenzen.

LACAN: Sie können sich nicht eingrenzen? Erklären Sie mir, was da vorgeht.

PRIMEAU: Ich bin etwas gespalten auf der Ebene der Sprache, Spaltung zwischen Traum und Wirklichkeit. Da ist eine Gleichwertigkeit zwischen den ... beiden Welten in meiner Einbildung, und kein Vorrang. Zwischen Welt und Realität – was man Realität nennt – entsteht eine Spaltung. Dauernd fließt mir Einbildung aus.

LACAN: Sagen Sie mir was über Ihren Namen. Denn Gérard Primeau, das ist nicht ...

PRIMEAU: Richtig, ich habe zerlegt, noch bevor ich Raymond Roussel kannte ... Mit zwanzig studierte ich *maths supérieures*¹ ... Seitdem habe ich mich für physikalische Phänomene interessiert, und es war viel die Rede von intellektuellen Schichten und Unter-Schichten. Die Sprache könnte Schichten und Unter-Schichten aufweisen. Zum Beispiel hatte ich meinen Namen in *Geai*, einen Vogel (Häher), und *rare* (selten), die Seltenheit, zerlegt.

LACAN: *Seltener Häher* ...

PRIMEAU: *Prime Au* (Erster in). Ich hatte ein bißchen spielerisch meinen Namen zerlegt, zerstückelt, um zu erschaffen. Ich muß Ihnen sagen, daß ... (*Schweigen*)

LACAN: Und was dann? Was ist das, was Sie, nach dem, was man mir gesagt hat, *aufgezwungene* Rede nennen?

PRIMEAU: *Aufgezwungene* Rede, das ist ein Auftauchen, das sich meinem Ver-

stand aufzwingt und das keinerlei Bedeutung im landläufigen Sinn hat. Es sind Sätze, die auftauchen, die nicht reflexiv sind, die nicht bereits gedacht sind, sondern die zur Kategorie des Auftauchens gehören, insofern sie das Unbewußte ausdrücken.

LACAN: Weiter ...

PRIMEAU: ... auftauchen, als wäre ich vielleicht manipuliert ... Ich bin nicht manipuliert, aber ich schaffe es nicht, mich zu erklären. Ich habe große Schwierigkeiten, Ihnen zu erklären. Es fällt mir schwer, das Problem einzugrenzen, dieses Auftauchen einzugrenzen. Ich weiß nicht, wie es kommt und sich meinem Gehirn aufzwingt. Das geschieht mit einem Schlag: *Sie haben den blauen Vogel getötet, Das ist ein anarchie system ...* Sätze, die keinerlei vernünftige Bedeutung in der Alltagssprache haben und die sich in meinem Gehirn meinem Verstand aufzwingen. Es gibt auch eine Art Hin und Her: Mit einem Doktor, Herrn D., habe ich einen aufgezwungenen Satz, der sagt: „Herr D. ist nett“, und danach habe ich dann einen Satzwechsel, eine Reflexion, die von mir stammt; da ist eine Spaltung zwischen einem aufgezwungenen Satz und einem von mir, einem reflexiven Satz; ich sage: „Aber ich bin verrückt“. Ich sage: „Herr D. ist nett“, das ist ein aufgezwungener Satz. „Aber ich bin verrückt“, das ist ein reflexiver Satz.

LACAN: Nennen Sie mir weitere Beispiele.

PRIMEAU: Vor allem habe ich starke Komplexe, ich bin manchmal sehr aggressiv. Ich neige oft zu ...

LACAN: Was heißt das, Sie sind aggressiv?

PRIMEAU: Ich habe doch erklärt.

LACAN: Sie sehen nicht aus wie jemand, der aggressiv ist.

PRIMEAU: Wenn ich einen spürbaren Kontakt habe, bin ich innerlich aggressiv ... Ich kann's nicht mehr sagen ...

LACAN: Es wird Ihnen gelingen: mir zu sagen, wie das vor sich geht.

PRIMEAU: Ich neige zum Kompensieren. Ich bin aggressiv, nicht körperlich, sondern innerlich. Ich kompensiere gern auf der Ebene der aufgezwungenen Sätze. Ich drücke mich schlecht aus, gleich sage ich es Ihnen ... Ich neige dazu, die aufgezwungenen Sätze wiedergutzumachen. Ich neige dazu, jedermann nett zu finden, jedermann schön zu finden ... während es aber Augenblicke gibt, wo ich aufgezwungene Sätze habe, die aggressiv sind ...

LACAN: Lassen Sie sich Zeit, nehmen Sie sich ruhig Zeit, um sich darin zurechtzufinden.

PRIMEAU: Es gibt mehrere Ebenen von Stimmen.

LACAN: Warum nennen Sie das „Stimmen“?

PRIMEAU: Weil ich sie höre, ich höre sie innerlich.

LACAN: Ja.

PRIMEAU: Also, ich bin aggressiv, und innerlich höre ich die Leute durch Telepathie. Zeitweise habe ich auftauchende Sätze, die keine Bedeutung haben, wie ich eben ein wenig erklärt habe.

LACAN: Geben Sie ein Beispiel.

PRIMEAU: *Er wird mir den blauen Vogel töten. Das ist ein anarchic system. Das ist ein politisches Attentat (assassinat) ... politisches Assistentat (assastinat), das ist Zusammenziehung von „Attentat“ (assassinat) und „Assistenz“ (Assistanat), die nämlich an den Begriff des Attentats (assassinat) erinnert.*

LACAN: Erinnert ... Sagen Sie, ermordet man Sie etwa?

PRIMEAU: Nein, man ermordet mich nicht. Ich möchte jetzt über eine Art unbewußter Wiedergutmachung sprechen. Zeitweilig habe ich auftauchende Sätze, aggressive und unbedeutende Sätze, d. h. eher nicht bedeutende, in der normalen Sprache nicht bedeutende, und manchmal habe ich Wiedergutmachungen dieser Aggressivität, und ich möchte dann jedermann nett und schön finden usw. Dadurch werden bestimmt Personen verklärt, heiliggesprochen, ich nenne sie dann Heilige. Ich habe eine Freundin namens Barbara, daraus wird *Sancta Barabara. Sancta Barbara* ist ein auftauchender Satz, aber ich, ich bin in einer aggressiven Phase. Ich habe immer diese Spaltung zwischen beiden, die sich abhängig von der Zeit ergänzen und die nicht von derselben Ordnung sind: ein Satz ist ein auftauchender, und der andere ist reflexiv.

LACAN: Ja, Aber sprechen wir doch etwas genauer, wenn Sie wollen, von den auftauchenden Sätzen. Seit wann tauchen sie auf? Diese Frage ist nicht unsinnig ...

PRIMEAU: Nein, nein. Seit ich ... seit man bei mir im März 1974 einen paranoiden Wahn diagnostiziert hat.

LACAN: Wer sagt sowas, „paranoider Wahn“?

PRIMEAU: Ein Arzt, damals. Und diese auftauchenden Sätze ...

LACAN: Warum drehen Sie sich nach Herrn Z. um?

PRIMEAU: Ich habe gespürt, daß er sich über mich lustig machte.

LACAN: Sie haben eine spöttische Präsenz gespürt? Er sitzt nicht in ihrem Gesichtsfeld ...

PRIMEAU: Ich hörte einen Laut, und ich habe gespürt ...

LACAN: Er macht sich ganz bestimmt nicht über Sie lustig. Ich kenne ihn gut, er macht sich ganz bestimmt nicht über Sie lustig, im Gegenteil, das interessiert ihn. Deswegen das Geräusch, das er gemacht hat.

PRIMEAU: Der Eindruck intellektuellen Verständnisses seinerseits ...

LACAN: Ja, ich denke, das entspricht ihm eher. Ich sage Ihnen, ich kenne ihn. Übrigens, ich kenne alle hier *im Saal*. Sie wären nicht eingeladen worden, wenn ich ihnen nicht vollständig vertraute. Gut, sprechen Sie weiter.

PRIMEAU: Andererseits, ich denke, daß das Sprechen Weltkraft sein kann, außerhalb der Wörter.

LACAN: Eben, sehen wir doch mal näher zu. Sie haben vorhin schon Ihre Lehre dargestellt. Und wirklich, das ist schon ganz schön verwickelt, diese Geschichte mit ...

PRIMEAU: Es gibt eine sehr einfache Sprache, die ich im täglichen Leben verwende, und dann gibt es eine Sprache unter dem Einfluß der Einbildung, in der ich mich vom Realen, von den Personen meiner Umgebung ablöse. Das, das ist das Allerwichtigste. Meine Einbildung schafft eine andere Welt, eine Welt, die einen der real genannten Welt gleichwertigen Sinn hätte, die aber gänzlich abgelöst wäre. Die beiden Welten wären gänzlich voneinander getrennt. Andererseits sind diese aufgezwungenen Sätze in dem Maße, in dem sie auftauchen, um manchmal die Personen anzugreifen, Brücken zwischen der Einbildungswelt und der sogenannten Realwelt.

LACAN: Ja, aber schließlich, es bleibt, daß Sie vollständig die Unterscheidung aufrechterhalten.

PRIMEAU: Ja, ich erhalte die Unterscheidung vollständig aufrecht, **doch** die Sprache, das Fließen der Einbildung, ist nicht von derselben intellektuellen oder geistigen Ordnung wie das, was ich sage. Das ist ein Traum, eine Art Wachtraum, ein Dauertraum.

LACAN: Ja.

PRIMEAU: Ich glaube nicht, daß ich mir das ausdenke. Das ist voneinander getrennt, hat aber keinen ... Es gelingt mir nicht ... Wenn ich Ihnen antworte, habe ich Angst, mich zu täuschen.

LACAN: Sie glauben, Sie haben sich getäuscht beim Antworten?

PRIMEAU: Ich habe mich nicht getäuscht. Alles Sprechen ist Gesetzeskraft, alles Sprechen ist signifikant, aber anscheinend hat es auf den ersten Blick *nicht einen nur* rationalen Sinn.

LACAN: Woher haben Sie den Ausdruck: „Alles Sprechen ist signifikant“?

PRIMEAU: Das ist eine persönliche Überlegung.

LACAN: Gewiß.

PRIMEAU: Ich bin mir *dieser* gespaltenen Welt bewußt, ich bin nicht sicher, ob ich

mir dieser gespaltenen Welt bewußt bin.

LACAN: Sie sind nicht sicher, ob ...

PRIMEAU: Ich bin nicht sicher, ob ich mir dieser gespaltenen Welt bewußt bin. Ich weiß nicht, ob der ...

LACAN: Ob der ...?

PRIMEAU: Der Traum, diese durch die Einbildung geschaffene Welt, in der ich den Mittelpunkt meiner selbst finde, hat nichts mit der realen Welt zu tun, denn in meiner eingebildeten Welt, in der Welt, die ich mir auf der Ebene der Sprache schaffe, bin ich im Mittelpunkt. Ich neige dazu, eine Art von Minitheater zu errichten, wo ich zugleich Hauptdarsteller und Regisseur wäre, dagegen in der realen Welt fungiere ich nur als ...

LACAN: Ja, da sind Sie kein *Seltener Häher*, vorausgesetzt, daß ...

PRIMEAU: Nein, der *Seltene Häher*, der ist in der eingebildeten Welt. Der Gérard Primeau, das ist die gemeinhin real genannte Welt, während ich in der eingebildeten Welt *Seltener Häher Erster In* bin. Vielleicht kommt das von meinem Wort *Prime*, das ist der *erste*, der, der kodifiziert, der Gewalt hat. In einem meiner Gedichte habe ich einen Ausdruck verwendet ...

LACAN: In einem Ihrer Gedichte?

PRIMEAU: Ich war der einsame Mittelpunkt eines einsamen Kreises. Ich weiß nicht, ob das nicht schon jemand gesagt hat. Ich fand das, als ich noch ziemlich jung war. Ich glaube, Novalis hat das gesagt.

LACAN: Stimmt genau.

PRIMEAU: Ich bin der einsame Mittelpunkt, eine Art Gott, Demiurg eines einsamen Kreises, weil diese Welt eben vermauert ist und es mir nicht gelingt, sie in die Alltagswirklichkeit zu bringen. Alles, was masturbiert ... ich meine, was auf der Ebene des inneren Traums entsteht, ich wollte gerade sagen, „was masturbiert“ ... (*Primeau schweigt.*)

LACAN: Was denken Sie denn nun letzten Endes darüber? Nach dem, was Sie sagen, könnte es scheinen, Sie hätten die Empfindung, es gebe einen Traum, der als solcher in Aktion ist, daß Sie also die Beute eines bestimmten Traumes sind?

PRIMEAU: Ja, ungefähr. Und dazu eine Neigung im Leben, zu ... (*Schweigen*)

LACAN: Sagen Sie es mir.

PRIMEAU: Ich bin müde. Ich bin heute morgen nicht so in der Verfassung zu sprechen.

LACAN: Weshalb, zum Teufel?

PRIMEAU: Weil ich ein ganz klein wenig Angst empfunden habe.

LACAN: Sie haben Angst empfunden? Auf welche Seite gehört das?

PRIMEAU: Ich weiß nicht. Ich empfinde Angst. Auch die Angst ist etwas Auftauchendes. Manchmal steht sie in Beziehung damit, daß ich eine Person treffe. Andererseits, Sie zu treffen und ...

LACAN: Macht das Angst, mit mir zu sprechen? Liegt das daran, daß Sie das Gefühl haben, ich verstehe nichts von dieser Ihrer Angelegenheit?

PRIMEAU: Ich bin nicht sicher, daß die Unterhaltung irgend etwas löst. Früher hatte ich eine auftauchende Angst, die rein körperlich war, ohne daß da etwas Soziales eine Rolle spielte.

LACAN: Ja, die Art, wie ich in diese Welt eindringe ...

PRIMEAU: Nein ... Ich hatte Angst vor Ihnen, weil ich starke Komplexe habe. Sie sind eine recht bekannte Persönlichkeit. Ich hatte Angst vor der Begegnung mit Ihnen. Das war eine ganz einfache Art Angst.

LACAN: Ja. Und wie empfinden Sie in bezug auf die Personen, die hier anwesend sind, die mit großem Interesse zuhören?

PRIMEAU: Das ist bedrückend. Deswegen habe ich Schwierigkeiten zu sprechen. Ich fühle mich ängstlich und müde, und das blockiert meine Neigung zu ...

LACAN: Wen haben Sie 1974 aufgesucht?

PRIMEAU: Doktor G.

LACAN: G., das war aber nicht der erste Psychiater, den Sie aufsuchten?

PRIMEAU: Doch, das war der erste. Mit 15 Jahren war ich mal bei Professor H.

LACAN: Wer hat Sie zu ihm gebracht?

PRIMEAU: Meine Eltern. Ich hatte Probleme mit meinen Eltern, weil ich mich ihnen widersetzte.

LACAN: Sie sind ihr einziges Kind?

PRIMEAU: Ich bin ein Einzelkind, ja.

LACAN: Was ist Ihr Vater?

PRIMEAU: Ärztebesucher.

LACAN: Was macht er da?

PRIMEAU: Er arbeitet für ein pharmazeutisches Werk. Das heißt, er besucht die Ärzte, um dessen Produkte vorzustellen, er ist eine Art Vertreter.

LACAN: Er ist bei ...

PRIMEAU: Den D.-Werken.

LACAN: Und Sie, sind Sie beruflich beraten worden? Sie haben mir vorhin gesagt, daß Sie *maths supérieures* gemacht hatten.

PRIMEAU: Das stimmt, ja. Im Lycée P.

LACAN: Erzählen Sie mir ein wenig darüber.

PRIMEAU: Auf welcher Ebene? Ich bin immer ein ziemlich fauler Schüler gewesen. Ich war von Natur aus begabt ... Ich habe immer dazu geneigt, mich eher auf meine Intelligenz zu verlassen statt auf das Arbeiten. Mathematik habe ich dann aufgegeben, weil ich ...

LACAN: Weil ich ...

PRIMEAU: Es hat da ein Liebesproblem gegeben.

LACAN: Sie haben ein Liebesproblem gehabt?

PRIMEAU: Ich habe Kummer wegen eines Liebesproblems gehabt. Im November hatte ich mit Mathematik angefangen, nach zwei Monaten bin ich dann wegen eines Liebesproblems zusammengebrochen. Danach habe ich Mathematik aufgegeben, weil ich in der Zwischenzeit eine nervöse Depression bekam.

LACAN: Sie hatten eine nervöse Depression verbunden mit ...

PRIMEAU: Mit dieser Liebesenttäuschung.

LACAN: Und wen betraf diese Liebesenttäuschung?

PRIMEAU: Eine junge Frau, die ich im Ferienlager kennengelernt hatte. Ich war Betreuer, sie Betreuerin.

LACAN: Ja. Eigentlich könnten Sie mir sagen, wie sie hieß.

PRIMEAU: Hélène Pigeon.

LACAN: Gut, das war also 1967. Wie weit waren Sie da mit Ihrer „Schulkarriere“ – man muß das wohl so nennen.

PRIMEAU: Ich hatte Schwierigkeiten gehabt, weil ich faul war. Aber die Faulheit ist eine Krankheit. Ich war schon mit fünfzehn sehr gestört und hatte gefühlsbedingtes Herzklopfen wegen meiner gespannten Beziehungen zu meinen Eltern. Es passierte mir, daß ich Erinnerungslücken hatte.

LACAN: Sie sprechen von Ihren Eltern. Ihren Vater haben Sie mir schon ein wenig beschrieben. Und Ihre Mutter?

PRIMEAU: Ich bin von meiner Mutter aufgezogen worden, weil mein Vater als Ärztebesucher immer auf Reisen war. Meine Mutter war eine dauernd unter Angst leidende, sehr stille Frau, und da ich selbst sehr retroaktiv war – sehr, sehr zurückhaltend –, war das Abendessen sehr still, es gab keinen wirklichen Gefühlskontakt von meiner Mutter aus. Sie litt unter Angstzuständen, sie hatte eine ziemlich ansteckende Gemütsverfassung ... Das ist kein Virus, sondern auf der Ebene des Milieus. Ich bin also von dieser äußerst ängstlichen, hypersensiblen Mutter aufgezogen worden und war manchmal Ehekrähen mit meinem Vater ausgesetzt, wenn er zum Wochenende nach Hause kam. Es herrschte eine ziemlich gespannte und beängsti-

gende Atmosphäre. Ich glaube, daß ich durch ein Phänomen von Osmose selbst sehr ängstlich geworden bin.

LACAN: Wenn Sie Phänomen von Osmose sagen, wie stellen Sie sich die betreffende Osmose vor, Sie wissen doch so gut zu unterscheiden zwischen Realem ...

PRIMEAU: Und Imaginärem?

LACAN: Ja, genau. Zwischen was und was läuft die Osmose ab?

PRIMEAU: Ich glaube, zuerst ist da ein Bewußtwerden zwischen dem, **was man** das Reale nennt ... Es entsteht eine psychologische Spannung, eine Angst auf der Ebene des Realen, aber eine leibliche, das heißt, auf der Ebene des Körpers, die **dann** durch Osmose auf die Ebene des Geistes übergeht ... Ich habe nämlich eine Schwierigkeit: das heißt, es gelingt mir nicht ... Ich fühle mich ein wenig ... Ich habe einmal meinem Psychiater einen Brief geschrieben ...

LACAN: Welchem Psychiater?

PRIMEAU: Doktor G. Seit langem sprach ich von dem Hiatus zwischen Körper und Geist, und es gab da eine ... Ich war besessen von ... Ich spreche von der Zeit damals, die jetzt keine Geltung mehr hat ... Ich führte eine Art von ... (*Primeau scheint sehr aufgeregt*) ... eine ganze Vorstellung von anscheinend miteinander verbundenen elektrischen Körpern, **die** sich dann anscheinend trennten. Es gelang mir nicht, mich ganz auf der Ebene dieser Situation Körper – Geist zu bestimmen, einzugrenzen.

LACAN: „Die Zeit damals“, welche Zeit?

PRIMEAU: Ich war damals so 17, 18 Jahre alt. Ich sagte: Welches ist der Augenblick, wo der Körper in den Geist eingeht oder der Geist in den Körper eintritt? Ich weiß nicht. Ich bin besessen von der ... wie? ... von dem sich aus Zellen, aus allen möglichen Nervenzellen zusammensetzenden Körper. Wie kommt man von einer biologischen Tatsache zu einer geistigen? Wie verläuft die Teilung zwischen Körper und Geist? Überhaupt, **wie übt das Denken eine Interaktion unter Neuronen aus? Wie hat sich das Denken formuliert? Wie, ausgehend von den neuronischen Interaktionen mit dem Gehirn, wie kann das Denken aus diesen Interaktionen, aus diesen hormonalen Entwicklungen, aus diesen neuro-vegetativen Entwicklungen auftauchen usw.** Ich war dazu gekommen zu denken ...

LACAN: Aber Sie wissen, daß wir darüber nicht mehr wissen als Sie.

PRIMEAU: Ich war dazu gekommen zu denken, daß, angesichts der Tatsache, daß die Biologie ihre Wellen im Gehirn produziert, war ich dazu gekommen zu denken, daß das Denken, oder die Intelligenz, eine Art Projektionswelle sei, eine Welle nach außen. Ich weiß nicht, wie diese Wellen nach außen gesendet werden, aber

die Sprache ... Das hängt damit zusammen, daß ich Dichter bin, denn ...

LACAN: Sie sind unbestreitbar ein Dichter, ja.

PRIMEAU: Ich habe versucht, am Anfang, zu ...

LACAN: Haben Sie etwas Geschriebenes von sich?

PRIMEAU: Ja, ich habe was hier.

LACAN: Wo haben Sie es?

PRIMEAU: Im Krankenhaus. Doktor Z. hatte mich gebeten, es mitzubringen. Also, ich würde jetzt gern weitermachen. Ich habe durch den dichterischen Akt versucht, einen Wechselrhythmus zu finden, eine Musik. Ich bin dazu gekommen zu denken, daß das Sprechen die Projektion der Intelligenz ist, die sich nach außen wendet.

LACAN: Die Intelligenz, das Sprechen. Das ist es, was Sie Intelligenz nennen: den Gebrauch des Wortes.

PRIMEAU: Ich dachte, die Intelligenz sei eine Wellenprojektion nach außen, als ob ... Ich bin nicht mit Ihnen einverstanden, wenn Sie sagen, daß die Intelligenz das Sprechen sei. Es gibt die intuitive Intelligenz, die nicht durch das Sprechen übersetzbar ist, und in der Tat, ich bin sehr intuitiv und habe große Schwierigkeiten zu logifizieren ... Ich weiß nicht, ob das ein französisches Wort ist, ich habe das Wort erfunden. Was ich sehe ... Manchmal unterlief es mir, daß ich, wenn ich mich mit jemandem unterhielt, sagte, „Ich sehe!“, aber ich kann nicht rational übersetzen, was ich sah. Bilder ziehen vorbei; und ich vermag nicht ...

LACAN: Erzählen Sie mir ein wenig von diesen Bildern, die vorbeiziehen.

PRIMEAU: Das ist wie ein Film, was man in der Medizin „Film“ nennt. Das geht ganz schnell los, und in dem Maße, wie ich sie nicht bestimmen kann, könnte ich diese Bilder nicht in Worte fassen.

LACAN: Trotzdem; lassen Sie uns das noch etwas genauer fassen. Zum Beispiel, welche Beziehung gibt es zwischen den Bildern und einer Sache, von der ich weiß, weil man mir davon erzählt hat, die für Sie sehr wichtig ist? Die Idee des Schönen. Konzentrieren Sie Ihre Idee des Schönen auf diese Bilder?

PRIMEAU: Auf der Ebene des einsamen Kreises?

LACAN: Ja, des einsamen Kreises.

PRIMEAU: Genau das ist es. Aber die Idee des Schönen auf der Ebene des Traumes, das ist vor allem eine physische Vision.

LACAN: Wer ist denn schön, wenn man von Ihnen absieht? Denn, immerhin, Sie denken doch, daß Sie schön sind?

PRIMEAU: Ja, ich denke, daß ich schön bin.

LACAN: Sind die Personen, die Ihnen etwas bedeuten, schön?

PRIMEAU: In einem Gesicht suche ich sein Leuchten, immer diese Projektion, ein Vermögen zu leuchten, ich suche eine Schönheit, die ausstrahlt. Das hat durchaus damit zu tun, daß ich sage, Intelligenz ist eine Projektion von Wellen. Ich suche Leute, die eine spürbare Intelligenz haben, dieses Ausstrahlen des Gesichtes, das mit dieser spürbaren Intelligenz verbindet.

LACAN: Reden wir von dem Menschen, mit dem Sie 1967 stark beschäftigt waren ... besagte Héléne. Hat sie ausgestrahlt?

PRIMEAU: Ja, sie hat ausgestrahlt. Na ja, ich bin auch anderen begegnet ...

LACAN: Anderen Menschen, die ausstrahlten?

PRIMEAU: Anderen Menschen, die ausstrahlten; das gab es bei Frauen ebenso wie bei Männern. Sexuell verliebe ich mich in Männer ebenso wie in Frauen. Ich sprach von körperlichen Beziehungen mit Männern. Ich war einzig und allein angezogen nur wegen dieses Strahlens, das zugleich intellektuell und spürbar ist.

LACAN: Ich sehe sehr gut, was Sie sagen wollen. Ich muß da nicht unbedingt mitgehen, aber ich sehe, was Sie sagen wollen. Und schließlich, Sie haben nicht 17 Jahre gewartet, um so spürbar von der Schönheit angerührt zu werden. Was hat Sie dazu gebracht, zu ...

PRIMEAU: Es ging um eine Frage ...

LACAN: Sagen Sie es mir.

PRIMEAU: ... des Gegensatzes zu meinen Eltern. Meine Mutter war sehr still, aber mein Vater, wenn er zum Wochenende nach Hause kam ... in Fragen der Erziehung, in Fragen auf der Ebene des täglichen Lebens, der Schule, der Erziehung, bei all den Ratschlägen, die er mir gab, war ich recht widerborstig, recht aufsässig, schon sehr unabhängig, und ich war gereizt wegen der Ratschläge, die mir mein Vater geben wollte, als ob ich schon imstande gewesen wäre, von mir aus Grenzen zu überschreiten, ohne die Ratschläge meines Vaters zu bekommen. In diesem Augenblick ...

LACAN: Was hat er zu H. gesagt?

PRIMEAU: Ich erinnere mich nicht mehr.

LACAN: Hat er gesagt, daß Sie einer sind, der immer opponiert?

PRIMEAU: Ich erinnere mich nicht mehr, was er gesagt hat. Er hat mich zum Reden gebracht, dann hat er mich rausgeschickt, und er hat mit meinem Vater gesprochen, er hat vor mir keine Diagnose gestellt. Er hat mich Tests unterzogen, nackt. Ich war voller Komplexe, was das Sexuelle angeht.

LACAN: Für Sie bedeutet das Wort „Komplex“ ... Es dreht sich insbesondere um

die, sagen wir, sexuellen Dinge. Ist es das, was Sie sagen wollen? Sie haben schon fünf- oder sechsmal das Wort „Komplexe“ gebraucht.

PRIMEAU: Das ist nicht nur auf der sexuellen Ebene. Das ist auch auf der Ebene der Beziehungen. Es fällt mir sehr schwer, mich auszudrücken, und ich habe den Eindruck, nicht, abgelehnt zu werden, aber ...

LACAN: „Aber ...“. Warum sagen Sie „nicht abgelehnt“? Fühlen Sie, daß Sie abgelehnt werden?

PRIMEAU: Ja, ich habe Komplexe auf der Ebene des Sprechens, Komplexe auf der sozialen Ebene. Aus Angst, eine gewisse Furchtsamkeit, eine Angst zu sprechen, zu ... Ich habe eine lange Leitung, ich bin überhaupt nicht schlagfertig, ich neige dazu, mich deshalb auf mich selbst zurückzuziehen. Es fällt mir sehr schwer ... Manchmal unterbreche ich mich, es gelingt mir nicht, zu ... Daß ich vorhin Angst hatte, Sie zu treffen, war ein Minderwertigkeitskomplex.

LACAN: Sie fühlen sich in einem Zustand der Minderwertigkeit in meiner Gegenwart?

PRIMEAU: Ich habe gesagt, „vorhin“. Ich habe Komplexe bei Beziehungen. Schließlich sind Sie eine sehr bekannte Persönlichkeit, das hatte mich in Angst versetzt.

LACAN: Woher wissen Sie, daß ich „eine bekannte Persönlichkeit“ bin?

PRIMEAU: Ich habe versucht, Bücher von Ihnen zu lesen.

LACAN: So, Sie haben versucht? (*Primeau lächelt.*) Sie haben gelesen. Das steht jedem offen.

PRIMEAU: Ich erinnere mich nicht mehr. Ich habe das gelesen, als ich sehr jung war, mit achtzehn.

LACAN: Mit achtzehn haben Sie die Sachen gelesen, die ich ausgebrütet hatte?

PRIMEAU: Ja.

LACAN: In welchem Jahr sind wir da?

PRIMEAU: 1966.

LACAN: Da ist das gerade erschienen.

PRIMEAU: Ich erinnere mich nicht ...

LACAN: Zu diesem Zeitpunkt waren Sie ...

PRIMEAU: In der Klinik C. für Schüler. Ich habe es in der Bibliothek gesehen. Ich muß etwa zwanzig gewesen sein.

LACAN: Was hat Sie dazu getrieben, ein wenig in dieses verflixte Buch reinzuschauen?

PRIMEAU: Das geschah unter dem Einfluß eines Mitpatienten, der mir erzählt

hatte ... **Ich** habe darin geblättert. Da waren eine Menge Ausdrücke, die sehr ...

LACAN: Sehr was?

PRIMEAU: Sehr komplex waren; und ich habe es nicht geschafft, weiterzulesen.

LACAN: Ja das liegt eher daran, daß es überall herumgeistert. Das macht **Ihnen** Eindruck?

PRIMEAU: Mir hat es gefallen. Ich habe es nicht ganz gelesen, ich habe es nur überflogen.

LACAN: Schön. Also, versuchen Sie **wieder** auf das von vorhin zurückzukommen. *Gemeines politisches Attentat* (assassinat). Wieso diese Morde?

PRIMEAU: Nein, es gibt *politische Assistenz*, und es gibt *Assistentat*.

LACAN: Unterscheiden Sie zwischen „Assistenz“ und „Attentat“ oder ist das schillernd?

PRIMEAU: Schillernd.

LACAN: Das **schillert**?

PRIMEAU: Ich kann nicht ...

LACAN: „Assistenz“ und „Attentat“ auseinanderhalten? Seit wann gibt es diesen Mischmasch, den ich lautlich nennen möchte? Wann sind die Wörter – vergessen wir mal die Geschichte mit Ihrem Namen *Erster In Seltener Häher*, das hat schon Gewicht, dieser seltene Häher – aber bei „Assistenz“ und „Attentat“, da schiebt sich eines über das andere. Hier kann man nicht sagen, daß die Wörter Gewicht in sich selber haben, denn „das gemeine Attentat“ ...

PRIMEAU: Gewicht, in dem Maße, wie es nicht reflexiv ist.

LACAN: Das heißt, daß Sie dem keine Reflexion hinzufügen?

PRIMEAU: Nein, das taucht auf, kommt von allein; in Böen, manchmal ganz von allein.

LACAN: In Böen?

PRIMEAU: In Böen. Eben, ich dachte, es gibt vielleicht eine rationale Beziehung, auch wenn es nicht auftauchend ist, eine medizinische Beziehung zwischen *gemeines Attentat*, *gemeine Assistenz*, *gemeines Assistentat*. Aber dann diese Wortzusammenziehung von „Attentat“ und Assistenz“ ... Ich habe mich auch für die Wortzusammenziehung interessiert. Zum Beispiel kannte ich Béatrice Sarreau, eine Sängerin. Ich habe sie kennengelernt, als ich ins V-Theater ging, um sie zu sehen. Der Tag der heiligen Beatrix ist der 13. Februar. Ich habe **das** bemerkt, als ich in mein Wörterbuch schaute – nicht in mein Wörterbuch, in meinen Kalender –, und da sie mich aufgefordert hatte wiederzukommen, denn ich hatte ihr Schönes über ihre Art zu singen gesagt, **habe** ich ihr einen Glückwunsch geschrieben: „Von dort her, wo ich

Sie lese, ist sich Béatrice im Feste nicht“ (*De l'espace où je vous lis ne s'est pas Béatrice en fête*)². Ich hatte „dix“ geschrieben, zehn Tage: zugleich die Tatsache, daß ich seit zehn Tagen hätte Glück wünschen können, der Abstand zwischen dreizehn und dreiundzwanzig, zehn (*dix*), und die Formulierung, die habe ich nicht gesagt (*dit*), weil der Zeitraum nicht ohne Fest vergangen ist.

LACAN: Was ist das, en fête? War es das Fest?

PRIMEAU: Es war das Fest. In dem Wunsch war es genau das Wort, das zusammengezogen war. Es gibt ein anderes Wort wie *écrasé*, das zugleich „zerquetscht“ (*écrasé*) und „geborsten“ (*éclaté*) ist. Ich hatte ein Gedicht geschrieben, das ich *Venur* genannt habe, eine Zusammenziehung aus Venus und Merkur. Eine Art Elegie. Aber ich habe es nicht hier, weil ... Da gab es auch ein Wort „choir“ (fallen), das ich *choixre* geschrieben habe, um den Begriff des Falles und den der Wahl (*choix*) auszudrücken.

LACAN: Und wer außer Hélène, um sie beim Namen zu nennen, und dem Venur, wer hat Sie „venuriert“? Sagen Sie es mir.

PRIMEAU: Da hat es noch Claude Tours gegeben, die ich in C. kennengelernt habe.

LACAN: Erzählen Sie mir ein wenig davon.

PRIMEAU: Sie war auch eine Dichterin. Sie hat Klavier gespielt, alleine und auch vierhändig, sie tanzte und zeichnete.

LACAN: War sie ebenfalls leuchtend?

PRIMEAU: Als ich sie kennenlernte, besaß sie eine gewisse Schönheit. Sie war sehr gezeichnet von den Medikamenten, die sie hatte nehmen müssen. Ihr Gesicht war aufgedunsen. Ich habe sie später dann noch gesehen, nach ihrer Entlassung, da war sie dünner geworden und war von leuchtender Schönheit. Ich werde immer von diesen Schönheiten angezogen. Ich suche eine Person im Saal ... diese Dame vielleicht, die mit dem roten Halstuch und den blauen Augen ... Schade, daß sie geschminkt ist.

LACAN: Also, sie ähnelte dieser Dame?

PRIMEAU: Sie ähnelte ihr ein wenig, ja. Aber Claude, die hat sich nicht geschminkt. Die Dame hat Make-up aufgelegt.

LACAN: Kommt es vor, daß Sie sich schminken?

PRIMEAU: Ja, es kommt vor, daß ich mich schminke. Das ist schon vorgekommen, ja. (*Er lächelt.*) Das geschah ungefähr mit 19, weil ich den Eindruck hatte ... Ich hatte Komplexe auf der sexuellen Ebene ... Denn die Natur hatte mich mit einem sehr kleinen Phallus ausgestattet.

LACAN: Was ist das für eine Geschichte. Darüber würde ich gerne ein klein wenig

von Ihnen hören.

PRIMEAU: Ich hatte den Eindruck, daß mein Geschlechtsteil schrumpfte, und ich hatte den Eindruck, daß ich dabei war, eine Frau zu werden.

LACAN: Ja.

PRIMEAU: Ich hatte den Eindruck, ein Transsexueller zu werden.

LACAN: Ein Transsexueller?

PRIMEAU: Das heißt, zu mutieren, was das Sexuelle betrifft.

LACAN: Ist es das, was Sie sagen wollen? Sie hatten das Gefühl, daß Sie dabei waren, eine Frau zu werden?

PRIMEAU: Ja, ich hatte so Angewohnheiten, ich schminkte mich, ich hatte dieses Empfinden, das mir Angst machte, daß mein Geschlechtsteil schrumpfte, und zugleich den Willen, zu erfahren, was eine Frau ist, um zu versuchen, reinzukommen in die Welt einer Frau, in die Psychologie einer Frau, und in die intellektuelle und psychologische Formulierungsweise einer Frau.

LACAN: Sie hofften ... das ist immerhin eine Art von Hoffnung.

PRIMEAU: Das war eine Hoffnung und ein Versuch.

LACAN: Das ist ein Versuch ... der, immerhin, Sie haben nach wie vor **einen** männlichen Schwanz, ja oder nein?

PRIMEAU: Ja.

LACAN: Gut, nun, inwiefern ist das ein Versuch? Es gehörte doch eher in den Bereich der *Hoffnung*. Inwiefern ist das ein Versuch?

PRIMEAU: In der *Hoffnung*, es sei versuchsweise.

LACAN: Das heißt, Sie „suchten zu versuchen“, wenn noch einmal ein Wortspiel erlaubt ist. Das ist im Stadium der *Hoffnung* geblieben ... Schließlich sind Sie sich doch nie als eine Frau vorgekommen?

PRIMEAU: Nein.

LACAN: Ja oder nein?

PRIMEAU: Nein. Können Sie die Frage noch einmal wiederholen?

LACAN: Ich habe Sie gefragt, ob Sie sich wie eine Frau vorgekommen sind.

PRIMEAU: Die Tatsache, psychologisch zu fühlen, das ja. Mit dieser Art von Intuition, nun von ...

LACAN: Ja, entschuldigen Sie vielmals, von Intuition. Die Intuitionen, das sind ja Bilder, die durch Sie hindurchziehen, haben Sie sich also als *Frau gesehen*?

PRIMEAU: Nein, im Traum habe ich mich als Frau gesehen, aber ich will versuchen ...

LACAN: Sie haben sich im Traum als Frau gesehen. Was nennen Sie „Traum“?

PRIMEAU: Traum? Ich träume nachts.

LACAN: Trotzdem müssen Sie wahrnehmen, daß das nicht dasselbe ist, der Traum in der Nacht ...

PRIMEAU: Und der Wachtraum.

LACAN: Und der Traum, den Sie selbst Wachtraum nennen und mit dem Sie die aufgezwungene Rede in Verbindung bringen. Gut. Ist das, was nachts vorgeht, also die Bilder, die man sieht, wenn man eingeschlafen ist, von der gleichen Art wie die aufgezwungenen Worte? Was wir da sagen, ist sehr plump, aber Sie haben vielleicht eine Vorstellung darüber.

PRIMEAU: Nein, da gibt es überhaupt keinen Zusammenhang.

LACAN: Warum bezeichnen Sie dann ihre aufgezwungenen Worte als Träume?

PRIMEAU: Die aufgezwungenen Worte, das ist kein Traum. Sie haben das nicht richtig verstanden.

LACAN: Entschuldigen Sie bitte vielmals. Ich habe sehr wohl gehört, daß Sie das mit dem Wort „Traum“ belegt haben. Auch wenn Sie „wach“ hinzugefügt haben, sind Sie es, der das Wort „Traum“ gebraucht hat. Erinnern Sie sich, das Wort „Traum“ gebraucht zu haben?

PRIMEAU: Ja, ich habe das Wort „Traum“ gebraucht, aber die aufgezwungenen Sätze bilden eine Brücke zwischen dem einsamen Kreis und dem, was ich in der Realität angreife. Ich weiß nicht, was gehört zu ...

LACAN: Also gut. Ist es diese Brücke, die angreift?

PRIMEAU: Es ist die Brücke, die angreift, ja.

LACAN: Also, diese Worte ...

PRIMEAU: Nein, es sind Sätze.

LACAN: Diese Worte, die durch Sie hindurchziehen, drücken Ihre Ermordung aus. Das ist nicht weit von dem, was Sie eben selbst gesagt haben, zum Beispiel, *sie wollen mich monarchisieren*. Das ist etwas, was Sie sagen, aber es ist eine aufgezwungene Rede.

PRIMEAU: Das ist eine aufgezwungene Rede.

LACAN: Gut. Die fraglichen „sie“ sind Leute, die von Ihnen beschimpft werden, Sie unterstellen ihnen die Absicht, Ihren Intellekt zu monarchisieren. Einverstanden?

PRIMEAU: Ja, aber ich weiß nicht, ob ...

LACAN: Eins von beiden, entweder tauchen die Worte einfach so auf, überschwemmen Sie ...

PRIMEAU: Ja, sie überschwemmen mich.

LACAN: Ja.

PRIMEAU: Sie überschwemmen mich, sie tauchen auf, sie sind nicht reflexiv.

LACAN: Ja. Also ist es eine zweite Person, die darüber reflektiert, die hier das hinzufügt, was Sie hinzufügen, was Sie hinzufügen, indem Sie erkennen, daß Sie diese Rolle da spielen. Einverstanden?

PRIMEAU: Ja.

LACAN: Was fügen Sie dem zum Beispiel hinzu? Sie wollen mir den Intellekt monarchisieren?

PRIMEAU: Das ist mir niemals passiert, daß ich Sätze an diesen Satz angehängt habe, Sie wollen mir den Intellekt monarchisieren. Aber das Königtum ist nicht überwunden, oder ist überwunden. Ich weiß nicht, ob ...

LACAN: Sie selbst unterscheiden die Reflexion, die Sie hinzufügen, und im allgemeinen, das ist nicht das erste Mal, fügen Sie ein „aber“ hinzu, Sie haben es gerade gesagt: „Aber das Königtum ist überwunden“.

PRIMEAU: Sie wollen mir den Intellekt monarchisieren, ein Auftauchen. Aber das Königtum ist überwunden, das ist eine Reflexion.

LACAN: Das heißt, es ist von ihnen, es ist Ihr Produkt?

PRIMEAU: Ja, während dieses Auftauchen sich mir aufzwingt. Das kommt mir einfach so, das ist eine Art intellektueller Stöße, die kommen, die ganz heftig entstehen und die sich meinem Intellekt aufzwingen.

LACAN: Im Verlauf unseres Gespräches ...?

PRIMEAU: Hatte ich viele davon.

LACAN: Vielleicht können Sie sie wieder zusammenbekommen?

PRIMEAU: Sie wollen mir die blauen Vögel töten.

LACAN: Sie wollen mir die Vögel töten ...

PRIMEAU: Die blauen Vögel. Sie wollen mich in die Enge treiben. Sie wollen mich töten.

LACAN: Wer sind die blauen Vögel? Sind das da die blauen Vögel, die hier sind?

PRIMEAU: Die blauen Vögel.

LACAN: Was sind die blauen Vögel?

PRIMEAU: Anfangs ein poetisches Bild, im Zusammenhang mit Mallarmés Gedicht *L'Azur*, der blaue Vogel, das war dann der Himmel, der unendliche Azur. Der blaue Vogel war der unendliche Azur.

LACAN: Ja, weiter.

PRIMEAU: Das ist ein Ausdruck für unendliche Freiheit.

LACAN: Was ist es also? Übersetzen wir „blauer Vogel“ durch „unendliche Freiheit“. Sind es die unendlichen Freiheiten“, die Sie töten wollen? Wir müssen schon

wissen, ob die „unendlichen Freiheiten“ Sie töten wollen. Und weiter.

PRIMEAU: Ich lebe ohne Grenzen. Weil ich keine Grenzen habe ...

LACAN: Wir müssen nun schon wissen, ob Sie ohne Grenzen leben oder ob Sie in einem einsamen Kreis sind, denn das Wort „Kreis“ impliziert doch eher die Vorstellung der Begrenzung.

PRIMEAU: Ja, und der Tradition auf der Ebene ...

LACAN: Das Bild des einsamen Kreises ...

PRIMEAU: Auf der Ebene des Traumes, auf der Ebene des Nicht-Imaginativen, das von meinem Verstand geschaffen wurde?

LACAN: Nein. Aber man muß trotzdem den Dingen ganz auf den Grund gehen.

PRIMEAU: Das ist sehr schwierig, denn ...

LACAN: Was erschaffen Sie? Denn das Wort „erschaffen“ hat für Sie einen Sinn.

PRIMEAU: Sowie das aus mir auftaucht, ist es eine Schöpfung. So ungefähr ist es. Man muß sich nicht festlegen. Es ist kein Widerspruch, von einsamen Kreisen und von Grenzenlos Leben zu sprechen. Für mein Verständnis sehe ich da keinen Widerspruch. Wie soll ich Ihnen das erklären? Ich bin in einem einsamen Kreis, weil ich in einem Bruch zur Realität bin. Deshalb spreche ich vom einsamen Kreis. Das hindert mich aber nicht, auf der Einbildungsebene zu leben, ohne Grenzen. Gerade weil ich keine Grenzen habe, neige ich dazu, etwas aus den Fugen zu gehen, ohne Grenzen zu leben, und wenn man keine Grenzen hat, um Sie zu stoppen, können Sie nicht mehr kämpfen. Es gibt keinen Kampf mehr.

LACAN: Sie haben vorhin von der Welt der Realität gesprochen, von der Sie selbst sagen, daß sie aus solchen Dingen besteht wie diesem Tisch da, diesem Stuhl. Gut. Es scheint mir, Sie haben auch selbst darauf hingewiesen, daß Sie das wie jedermann halten, daß Sie das auf dem Niveau des allgemeinen Menschenverstandes begreifen. Untersuchen wir also diesen Punkt. Erschaffen Sie andere Welten? Das Wort „erschaffen“ ...

PRIMEAU: Ich erschaffe Welten durch meine Dichtung, durch mein dichterisches Wort.

LACAN: Ja, und die aufgezwungenen Worte erschaffen Welten.

PRIMEAU: Ja.

LACAN: Das ist eine Frage.

PRIMEAU: Ja, sie erschaffen Welten. Sie erschaffen Welten, der Beweis ist, daß ...

LACAN: Der Beweis ist, daß ...?

PRIMEAU: Ich habe Ihnen gesagt, daß *sie wollen mir den blauen Vogel töten* eine Welt einschließt, in der ich ohne Grenzen bin. Man kehrt, ich kehre in meinen einsamen

Kreis zurück, in dem ich ohne Grenzen lebe. Es ist konfus, ich weiß, aber ich bin sehr müde.

LACAN: Ich habe Sie eben darauf hingewiesen, daß der einsame Kreis nicht impliziert, ohne Grenzen zu leben, denn Sie sind von dem einsamen Kreis umgrenzt.

PRIMEAU: Ja, aber auf der Ebene dieses einsamen Kreises lebe ich ohne Grenzen. Aber auf der Ebene des Realen lebe ich *mit* Grenzen, weil ich begrenzt bin, und sei es nur durch meinen Körper.

LACAN: Ja. Das alles ist sehr richtig, abgesehen davon, daß der einsame Kreis begrenzt ist.

PRIMEAU: Er ist begrenzt in bezug auf die greifbare Realität, aber das hindert nicht, daß das Eingekreiste ohne Grenzen lebt. Sie denken in geometrischen Begriffen.

LACAN: Ich denke in geometrischen Begriffen, das ist richtig, und Sie denken nicht in geometrischen Begriffen. Aber ohne Grenzen zu leben, das ist das, was beängstigend ist. Nein? Macht Ihnen das nicht Angst?

PRIMEAU: Doch, das macht mir Angst. Aber ich schaffe es nicht, mich von diesem Traum oder dieser Gewohnheit freizumachen.

LACAN: Gut. Nun etwas anderes. Es hat da etwas gegeben, das zu Ihrer Einweisung hier geführt hat. Wenn ich richtig verstanden habe, war es ein Selbstmordversuch. Was hatte Sie dazu getrieben? Immer noch die besagte Claude?

PRIMEAU: Nein, nein, nein, nein. Das war aus Gründen der Telepathie.

LACAN: Richtig. Wir sind noch nicht auf dieses Wort eingegangen. Was ist das, Telepathie?

PRIMEAU: Das ist die Gedankenübertragung. Ich sende Gedanken.

LACAN: Sie senden?

PRIMEAU: Vielleicht hören Sie mich nicht.

LACAN: Nein, ich höre Sie sehr gut. Sie sind ein Gedankensender. Im allgemeinen ist Telepathie das Empfangen, oder? Die Telepathie informiert Sie von dem, was geschehen ist?

PRIMEAU: Nein, das ist Hellsehen. Telepathie ist die Übertragung von Gedanken.

LACAN: Also, wem übertragen Sie?

PRIMEAU: Ich übertrage niemandem irgendeine Botschaft. Was mir durch mein Gehirn geht, wird von bestimmten Gedanken-Empfängern gehört.

LACAN: Bin ich zum Beispiel Empfänger?

PRIMEAU: Ich weiß es nicht.

LACAN: Ich bin kein guter Empfänger, denn offensichtlich tappe ich in Ihrem

System herum. Die Fragen, die ich Ihnen gestellt habe, beweisen, daß ich gerade von Ihnen Ihre Erklärungen wollte. Ich habe also nicht alles von dem empfangen, was wir provisorisch Ihre Welt nennen wollen.

PRIMEAU: Eine Welt nach meinem Bilde.

LACAN: Sind diese Bilder existent?

PRIMEAU: Ja.

LACAN: Da sind Sie der Empfänger, denn Sie sehen sie.

PRIMEAU: Telepathie findet auf der Ebene des Sprechens statt. Der auftauchende Satz und die Reflexionen, die mir kommen können, denn von Zeit zu Zeit kommen mir welche ...

LACAN: Ja, Sie reflektieren fortwährend über Ihre Sätze.

PRIMEAU: Nein, ich reflektiere nicht fortwährend über Sätze, sondern mir kommen Überlegungen zu verschiedenen Themen. Ich weiß nicht, was Telepathie übermittelt, jedenfalls sind es keine Bilder, die durch Telepathie übertragen werden. Wenigstens nehme ich das an, ich bin ja nicht zugleich ich und ein anderer.

LACAN: Ja, aber woran sehen Sie, daß der andere Sie empfängt?

PRIMEAU: An seinen Reaktionen. Wenn ich sie mal angreife, wenn ich mal Sachen sage, und die scheinen mir nicht ... Die Ärzte haben mir die Frage schon mehrmals gestellt. Ich erkläre mir das so. Wenn ich zu irgendjemandem komme, sehe ich, ob sein Gesicht starr wird oder ob er den Ausdruck verändert, aber ich habe keine ganz objektive, wissenschaftliche Kenntnis davon, daß bestimmte Personen mich empfangen.

LACAN: Habe ich Sie zum Beispiel empfangen?

PRIMEAU: Ich glaube nicht.

LACAN: Nein?

PRIMEAU: Nein.

LACAN: Weil die Fragen, die ich Ihnen gestellt habe, eher zeigten, daß ich im Dunkeln tappe. Wer, von mir abgesehen, hat hier empfangen?

PRIMEAU: Ich weiß nicht, ich hatte keine Zeit, die Leute zu beobachten. Andererseits, die Gegenwart der Psychiater, die daran gewöhnt sind, sich zu konzentrieren und nicht zu reagieren ... Ich sehe vor allem unter den Kranken ...

LACAN: Ihre Kumpel in der Klinik?

PRIMEAU: Ja genau.

LACAN: Wie lange geht das schon, diese Telepathie, ich meine dieses Erstarren, an dem Sie bemerken, daß man etwas empfangen hat?

PRIMEAU: Seit März 1974, als G. mir einen paranoiden Wahn diagnostiziert hat.

LACAN: Und Sie, glauben Sie an diesen paranoiden Wahn? Ich jedenfalls finde nicht, daß Sie delirieren.

PRIMEAU: Damals war es so. Damals war ich in einem starken Erregungszustand, ich wollte ...

LACAN: Was wollten Sie?

PRIMEAU: Ich wollte Frankreich vor dem Faschismus retten.

LACAN: Ja, erzählen Sie.

PRIMEAU: Ich hörte Radio, die Zehn-Uhr-Sendung von France-Inter, und sprach gleichzeitig. Da hat plötzlich Pierre Bouteiller ganz nebenbei in der Sendung gesagt: „Ich wußte gar nicht, daß ich Hörer habe, die solche Gaben besitzen“. Da wurde mir bewußt, daß man mich im Radio hören konnte.

LACAN: In dem Augenblick haben Sie das Gefühl gehabt, man könne Sie im Radio hören?

PRIMEAU: Ja. Ich habe da noch eine andere Geschichte, als ich meinen Selbstmordversuch hatte. Es lief gerade *Radioscopie*. Ich überlegte, und die Frau ... Die haben eine Weile gesprochen und miteinander gelacht, und ich sprach, ich erinnere mich nicht mehr, was ich sagte, aber schließlich haben sie gesagt: „Was ich einem anonymen Dichter sagen möchte“. Vielleicht war es nicht ganz genau so, es war eine Art Beiläufigkeit, die nicht Beiläufigkeit ist, Beiläufigkeit gab es nicht. Sie sprachen von anonymem Dichter. Ein andermal war in *Radioscopie* ein anderer Gast, Roger Fressoz, der Chefredakteur des *Canard Enchaîné*. Das war nach meinem Selbstmordversuch. Ganz am Ende des Interviews sprachen sie von Antiklerikalismus, und ich sagte, „Roger Fressoz ist eine Heilige“. Sie brachen in Gelächter aus, beide, im Radio, in einer Art und Weise, die keine Beziehung zu dem hatte, was sie sagten, und etwas leiser hörte ich: „Er könnte beim *Canard Enchaîné* arbeiten.“ Ist das bloß Produkt meiner Einbildung, oder haben sie mich wirklich gehört? Waren beide Telepathie-Empfänger, oder ist es pure Einbildung, eine Schöpfung?

LACAN: Sie können das nicht entscheiden?

PRIMEAU: Ich kann das nicht entscheiden.

LACAN: So haben Sie denn wegen dieser Telepathie, die sich eindeutig vom Hellsehen unterscheidet, Ihren Selbstmordversuch unternommen?

PRIMEAU: Nein, es war nicht wegen ... Ich beschimpfte meine Nachbarn, ich war sehr aggressiv.

LACAN: Sie haben sie beschimpft?

PRIMEAU: Weil es oft Familienkrach gab. Eines Nachmittags kam ich von O. zurück, und ...

LACAN: Und?

PRIMEAU: Ich hatte eine Menge Medikamente genommen.

LACAN: Ja.

PRIMEAU: Ich hatte schon sehr viel Angst, weil die Leute bestimmte Gedanken von mir hören konnten.

LACAN: Ja. Weil diese Beschimpfungen durch Ihre Gedanken geschahen?

PRIMEAU: Ja, durch Gedanken. Nicht von Angesicht zu Angesicht. Es war die Wohnung über uns. Ich griff sie an. Ich hörte sie rufen, „Herr Primeau ist verrückt, er sollte in eine Anstalt gebracht werden“, und so weiter.

LACAN: Das war es, was veranlaßte, daß Sie ...

PRIMEAU: Ich war sehr depressiv. Es machte mir schon Angst zu wissen, daß da gewisse Leute von dir gewisse Gedanken oder gewisse mehr oder weniger seltsame Phantasien wahrnehmen können. Zur gleichen Zeit hörte ich Radio und sagte ziemlich unbedeutende und banale Sachen. Ich hatte den Eindruck, daß man mich auch im Radio hörte und sich über mich lustig machte. Ich war fix und fertig, weil es seit einiger Zeit wegen dieser Telepathie noch andere beleidigte Nachbarn gab, die mich schief anguckten. Ganz plötzlich hatte ich den Wunsch, mich umzubringen, und ich nahm ...

LACAN: Aber ... Was wird dadurch gelöst, wenn Sie sich umbringen?

PRIMEAU: Das ist ein Ausbrechen ... Um meiner Angst zu entkommen. Wobei ich verstandesmäßig gegen die Neigung zum Selbstmord war. Ich hatte einen Satz: „Das Leben als Mittel der Erkenntnis“. In allen Augenblicken der Verzweiflung, die ich hatte, seitdem ich krank bin, seit meinem fünfzehnten Lebensjahr, ist mir immer wieder dieser Satz gekommen: „Wenn ich sterbe, gibt es Dinge, die mir unbekannt bleiben.“ Ich glaube an die Reinkarnation, aber ich glaube nicht an das Paradies.

LACAN: Sie glauben an die Reinkarnation?

PRIMEAU: Ich glaube an die Seelenwanderung. Zu einem bestimmten Zeitpunkt, ungefähr mit achtzehn, hielt ich mich für die Reinkarnation Nietzsches.

LACAN: Sie hielten sich für die Reinkarnation Nietzsches? Ja ... warum eigentlich nicht?

PRIMEAU: Ja, und mit zwanzig entdeckte ich Artaud. Mit siebzehn habe ich *L'Ombligo des Limbes* gelesen, und ich habe Artauds Gesammelte Werke gekauft. Und ungefähr mit zwanzig hatte ich den Eindruck, ich sei die Reinkarnation Artauds. Artaud starb am 4. März 1948. Ich wurde am 10. September 1948 geboren. Er wurde am 4. September 1896 geboren, beide haben wir dasselbe Sternbild, die Jungfrau. Und weil ich da diesen Abstand zwischen März und September hatte, hatte ich den Ein-

druck, daß sein **Geist** und seine Seele für sechs Monate emigriert waren und daß sich diese Seele, dieser Geist *in mir* **reinkarniert** hätten, als ich am 10. September 1948 geboren wurde.

LACAN: Und Sie glauben wirklich daran?

PRIMEAU: Jetzt halte ich mich nicht mehr für die Reinkarnation Artauds oder Nietzsches, aber ich glaube noch immer an Reinkarnation, denn als ich **sehr** jung war, hatte ich einen Traum, der eine Art Doppel-Reinkarnation war, ein Traum in der Nacht, ein nächtlicher Traum. Ich war vielleicht **acht**, neun Jahre alt. In diesem Alter hat man noch nicht in Büchern über Seelenwanderung geschmökert. In diesem Traum war ich plötzlich im Mittelalter, ich hatte den Eindruck, daß ich bereits im Mittelalter gelebt hatte. Zur gleichen Zeit, in diesem Traum, befand ich mich in einem etwas verfallenen Schloß, und in meinem Traum träumte ich noch einmal.

LACAN: Ein Traum im Traum, ja.

PRIMEAU: Und ich dachte, ich hätte das Schloß schon vorher gekannt, als ich **also** ein zweites Leben hatte, vor dem Mittelalter. Ich erinnere mich, daß ich dieses Schloß schon kannte, obwohl es etwas verfallen war.

LACAN: Das Schloß stammte **also** aus der Zeit vor dem Mittelalter?

PRIMEAU: Vielleicht dauerte zur Zeit des Mittelalters das Leben nicht länger als 35 oder 50 Jahre. Der Traum im Traum war vielleicht ebenfalls aus der Epoche des Mittelalters, und es waren vielleicht 50 oder 100 Jahre vergangen, bis das Schloß ein wenig verfallen war. Aber das ist nur eine Hypothese, die ich formuliere, die **aber** in meinem Traum nicht formuliert war.

LACAN: Das ist eine Hypothese, die Sie ausgesprochen haben.

PRIMEAU: Ich hatte Levitationsphänomene. Ich war **schon sehr** jung entwickelt, mit 11 Jahren. Eines Tages ...

LACAN: Was Sie „entwickelt“ nennen – was ist das? Wenn **man** Erektionen hat?

PRIMEAU: Ja, genau.

LACAN: Also?

PRIMEAU: Ich hatte einen Levitationstraum.

LACAN: Ja, erzählen Sie.

PRIMEAU: Ich **masturbierte** und habe das Empfinden, wie sich eine extreme Lust ausbreitet. Ich hatte das Gefühl, mich in die **Luft** zu erheben. Habe ich wirklich geschwebt, oder ist das eine **Illusion** des Orgasmus? Vom Denken her gesehen, denke ich wirklich, daß ich in einen Schwebezustand gelangt bin.

LACAN: Ja, das hofft man. (*Schweigen.*) Sagen Sie, was werden Sie jetzt machen?

PRIMEAU: Ich will versuchen, die **Behandlung** fortzusetzen. Jetzt? Langfristig

oder kurzfristig?

LACAN: Langfristig.

PRIMEAU: Ich habe keine Ahnung, ich kann über die Zukunft überhaupt nichts sagen.

LACAN: Ihr Studium läuft noch.

PRIMEAU: Nein, damit ist es aus.

LACAN: Arbeiten Sie zur Zeit nirgendwo?

PRIMEAU: Ich arbeite nicht, nein.

LACAN: Immerhin, einmal müssen Sie die Klinik verlassen. Wie wollen Sie wieder anfangen?

PRIMEAU: Wenn es mir gelingt, die Angst los zu werden, eine Möglichkeit zum Dialog zu finden ... Es wird immer dieses Telepathie-Phänomen geben, das mir schaden wird, weil ich nicht werde handeln können, alles, was ich tue, wird sofort von denen, die mich hören, durch Telepathie erkannt werden, sogar ohne mich zu hören ... Ich werde nicht in der Gesellschaft leben können, solange diese Telepathie existiert. Ich werde nicht leben können im sozialen Miteinander, ohne Gefangener dieser Telepathie zu sein. Die Leute hören meine Gedanken, ich werde keine Arbeit im täglichen Leben haben können, das ist nicht möglich. Was mich am meisten quält ...

LACAN: Seit wann geht es ein wenig besser?

PRIMEAU: Seit etwa zwei Wochen. Ich hatte viele Gespräche mit den Psychiatern, und das hat mich etwas entkrampft. Aber weil mein geheimer Garten von gewissen Leuten wahrgenommen wird, weil meine Gedanken und weil meine Überlegungen ...

LACAN: Ihr geheimer Garten, ist das der einsame Kreis?

PRIMEAU: Geheimer Garten, wo die Überlegungen, das sind die Bilder, wo die Überlegungen, die ich über die verschiedensten Themen anstellen kann, usw. ... Wie können Sie einen Beruf ausüben, wenn ein Teil derjenigen, die Sie umgeben, Ihre Überlegung wahrnehmen und kurzgeschlossen sind? Auch wenn man ganz unmittelbar lebt, gibt es Dinge ... Wenn ich in einem Arbeitskreis die Leute anzuleiten hätte und man mich hörte, das wäre nicht zum Aushalten. Ungefähr vor einem Monat ging es mir wirklich sehr schlecht ... Ich lag ständig auf meinem Bett und schlief. Ich war völlig auseinander. Ich dachte daran, noch einmal Selbstmord zu begehen, weil man mit dieser Telepathie nicht leben kann, die es nicht immer gegeben hat, die in dem Augenblick entstanden ist, als ...

LACAN: Die es nicht immer gegeben hat? Die aufgezungenen Worte sind zeit-

lich davor?

PRIMEAU: Die aufgezwungenen Worte und die Telepathie haben im März 1974 eingesetzt . . . , zur Zeit des paranoiden Wahns, als ich mit dem Denken die Faschisten usw. bekämpfen wollte.

LACAN: Zu der Zeit, als Sie bei II. waren . . .

PRIMEAU: Ich war nur ein einziges Mal bei ihm.

LACAN: Hatten Sie zu dem Zeitpunkt Phänomene von der Art der aufgezwungenen Rede oder telepathischer Art?

PRIMEAU: Nein, das war es nicht. Außerdem, als ich meinen Psychiater G. wiedergesehen habe, als ich von O. zurückkam, hat er mir gesagt: „Ihre Telepathie . . .“ Ich hatte fünfundzwanzig Elektroschocks, dreizehn in N., zwölf in O. . . . Ich leide immer mehr unter Angst. Es gelingt mir nicht mehr, mich zu konzentrieren. Durch diese Elektroschocks werden die Zellen zerstört.

LACAN: Das denken Sie. Ihr Drama, krank zu sein, das ist der Elektroschock.

PRIMEAU: Diese Elektroschocks hat man gemacht, um mich zu behandeln, denn ich war wirklich verrückt. In meinem Leben habe ich ganz schön viele Tests gemacht. Als man mich in die Klinik in M. gebracht hatte, hatte ich solche Wahnzustände . . . In meinem Verstand hörte ich Stimmen, die mir Fragen über das faschistische Frankreich stellten. Ich hatte den Eindruck, ich hätte Philosophie oder Mathe, ich weiß nicht, ich kann mich nicht mehr konzentrieren. Ich glaubte, die Faschisten hätten die Macht übernommen, sie hätten mit einem Sturmangriff das Gebäude der ORTF genommen. In Gedanken ließ ich Jean-Claude Bourret und Jean Ristat einander umbringen, indem sie sich gegenseitig erwürgten. Zu dem Zeitpunkt war ich auch von der Brüderlichkeit besessen . . . Ich habe mit mathematischen Zeichen geantwortet. Ich hatte den Eindruck, man würde mir Fragen stellen, und ich müßte antworten, um Frankreich vor dem Faschismus zu retten. Man hat mir Fragen gestellt, und diese Antworten, die habe ich ganz offen gegeben, das waren mathematische Reihen oder poetische Symbole. Ich kann mich daran nicht erinnern. Deswegen hat man Wahn diagnostiziert.

LACAN: Wer hat denn nun recht, die Ärzte oder Sie?

PRIMEAU: Ich weiß nicht . . .

LACAN: Sie verlassen sich auf die Ärzte.

PRIMEAU: Ich verlasse mich auf die Ärzte und versuche dabei, meinen freien Willen zu behalten.

LACAN: Sie haben den Eindruck, daß Sie dem freien Willen einen ernstzunehmenden Platz einräumen? In dem, was Sie mir gerade erzählt haben, sind Sie

Gegenstand, Gegenstand mancher Vorgänge, die Ihnen entgehen.

PRIMEAU: Ja, aber ...

LACAN: Ja, aber ...?

PRIMEAU: Ich habe eine so große Hoffnung, eine Hoffnung, daß ich wieder urteilen kann, wieder einen Dialog führen kann, meine Persönlichkeit wieder in die Hand bekomme. Ich glaube, das ist das entscheidende Problem. Wie ich Ihnen schon zu Anfang gesagt habe, gelingt es mir nicht, mich einzugrenzen, es gelingt mir nicht, mich in die Hand zu bekommen.

LACAN: Nun, mein Lieber, auf Wiedersehen. (*Lacan drückt ihm die Hand.*) Ich würde mich sehr freuen, wenn ich etwas zu lesen bekäme von Ihnen ...

PRIMEAU: ... Von meinen Schriften?

LACAN: Wir sehen uns in ein paar Tagen wieder.

PRIMEAU: Vielen Dank. (*Er geht hinaus.*)

LACAN: Sobald man ins Einzelne geht, sieht man, daß die klassischen Lehrbücher die Frage nicht erschöpfen. Vor anderthalb Monaten habe ich jemanden untersucht, bei dem man von einer Freudschen Psychose gesprochen hat. Das hier ist eine „Lacansche“ Psychose ... voll ausgebildet. Mit diesen „aufgezwungenen Worten“, dem Imaginären, dem Symbolischen und dem Realen. Gerade deswegen bin ich nicht sehr optimistisch, was diesen Jungen angeht. Er hat das Gefühl, mit diesen aufgezwungenen Worten sei es schlimmer geworden. Dieses Gefühl, das er „Telepathie“ nennt, ist ein weiterer Schritt. Übrigens ist es dieses Gefühl, wahrgenommen zu werden, das ihm die Hoffnung nimmt. Ich sehe überhaupt nicht, wie er da herauskommen soll. Es gibt Selbstmordversuche, die schließlich gelingen. Ja. Das ist ein Krankheitsbild, wie es noch nicht beschrieben worden ist, auch nicht von den guten Klinikern wie Chaslin. Hier muß noch gearbeitet werden.

Übersetzt von Hinrich Lübbmann und Jutta Prasse

¹ A. d. Ü.: Studiengang zur Vorbereitung auf den Besuch einer Grande Ecole.

² A. d. Ü.: Die zahlreichen Assonanzen erlauben u. a. auch die folgenden Übersetzungen:

- Von dort her, wo ich Sie lese, ist Béatrice nicht, in der Tat (*ne c'est pas B. en fait*);
- Von dort her, wo ich Sie lese, ist Béatrice nicht ohne Fest (*sans fête*);
- Von dem Ort, wo ich Sie lese, weiß (*ne sait pas*) Béatrice im Feste nicht.

AFFEKT UND EFFEKT BEIM ZWANGSNEUROTIKER

Lutz Mai

Diesem liegt der Vortrag „Hysterie-Zwangsneurose“ zugrunde, der im Rahmen der Öffentlichen Vorträge der Sigmund-Freud-Schule am 4. November 1982 in den Räumen des Museumspädagogischen Dienstes Berlin gehalten wurde.

Unser Leitfaden für den heutigen Abend sind die Freudschen Texte, die unter dem Stichwort „Rattenmann“ berühmt wurden; so berühmt, daß ihre Kenntnis zur Allgemeinbildung gehört. Der Rattenmann sucht Freud wegen eines Leidens auf, dessen Inhalt „Befürchtungen sind, daß zwei Personen, die er sehr liebt, etwas geschehen werde, dem Vater und einer Dame, die er verehrt. Außerdem verspüre er Zwangsimpulse, wie zum Beispiel sich mit einem Rasiermesser den Hals abzuschneiden, und produziere Verbote, die sich auch auf gleichgültige Dinge beziehen. Er habe durch den Kampf gegen seine Ideen Jahre verloren und sei darum im Leben zurückgeblieben.“ Als wesentliche Züge der Zwangsneurose des Rattenmannes hebt Freud hervor:

– den Aberglauben, dem der Rattenmann ausgeliefert ist, ohne daß dieser seine hochgradige Bildung berühren würde; zwischen seinem Aberglauben und seiner Bildung schwankt er ständig hin und her, hat aber immerhin den Aberglauben eines gebildeten Mannes und sieht von „Abgeschmacktheiten wie der Angst vor dem Freitag, der Zahl 13 und dergleichen“ ab;

– eine allgemeine Unsicherheit im Leben oder, wie man es auch nennen könnte, eine Beständigkeit des Zweifels, die sich darin äußert, daß er seine Gedanken vorzugsweise an jene Themen heftet, „wo die Unsicherheit eine allgemein menschliche ist, unser Wissen oder unser Urteil durch Notwendigkeit dem Zweifel ausgesetzt bleiben mußte“;

– die Überzeugung von der Allmacht der Gedanken, der Gefühle, der guten und bösen Wünsche;

– seine ständige Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Todes. Die Lebensdauer und Todesmöglichkeit anderer sind für ihn, wie für andere Zwangsneurotiker,

das brennendste Thema. „Vor allem aber bedürfen sie der Todesmöglichkeit zur Lösung der von ihnen ungelöst gelassenen Konflikte. Ihr wesentlicher Charakter ist, daß sie der Entscheidung, zumal in Liebessachen, unfähig sind; sie trachten, jede Entscheidung hinauszuschieben und im Zweifel, für welche Person oder für welche Maßregel gegen eine Person sie die Entscheidung treffen sollen, muß das alte deutsche Reichsgericht ihr Vorbild werden, dessen Prozesse gewöhnlich durch den Tod einer der streitenden Parteien vor dem Richterspruch beendet wurden. So lauern sie in jedem Lebenskonflikt auf den Tod einer für sie bedeutsamen, meist geliebten Person, sei es eines Teiles der Eltern, sei es eines Nebenbuhlers oder eines der Liebesobjekte, zwischen denen ihre Neigung schwankt.“

Nun, Sie sehen, daß der Rattenmann Freud wegen einer Symptomatik aufsucht, die viele Analytiker heutzutage aus ihrer Praxis verbannen. Das einfachste und am häufigsten zu hörende Argument ist dann der Hinweis, daß es so etwas nicht mehr gäbe. Aber man spürt, daß hinter einer solchen Argumentation der Hauch von etwas Unheimlichem steckt, das niemand gerne in sein Kabinett einläßt. Anders als die *Hysterika ist der Zwangsneurotiker* nicht bereit, mit dem Analytiker jenen stillschweigenden Vertrag zu schließen, daß man sich im Verlaufe der Analyse um die Gefühle kümmern wird, ihn ansonsten aber in Ruhe läßt. Er ist dazu nicht bereit, weil sich ihm in seiner Symptomatik ständig die sein Leben bedrängende Frage des Triebes stellt und zwar in einer Form, die es unmöglich macht, Trieb als Gefühl zu verkennen. Bei einer Zwangsidee berührt nichts die Sinne. Aus diesem Grunde ist die Unterscheidung einer Zwangsidee von halluzinatorischen Phänomenen, selbst von sogenannten Wahrnehmungshalluzinationen, immer perfekt möglich. Eine Zwangsidee funktioniert gleichzeitig als Verbot und Befehl, sie taucht als Imperativ auf. Immer ist sie ein fertiges Stück, sie braucht nicht artikuliert zu werden, sie hat kein Zeitmoment. Es gibt keinen Prozeß des Entstehens einer Zwangsidee, wohl aber eine Abfolge einander ablösender Zwangsideen.

Eine Zwangsneurose stellt sich sehr bald entgegen dem ersten Anschein einer buchhalterischen Ordnung als chaotische Sammlung einzelner, einander völlig widersprechender, ja sich sogar gegenseitig aufhebender Züge dar, deren jeder für sich absolut klar, perfekt und in sich logisch ist. Zu den Irritationen, welche die Zwangsneurose auslöst, gehört auch, daß sich der Zwangsneurotiker nicht danach fragt, was seine Zwangsideen stützt. Selbst dann, wenn die Zwangsidee als Befehl in der Form einer Anrede kommt, spekuliert er nicht über die Natur dessen, der hier spricht. So werden Zwänge lange Zeit gar nicht als Symptome begriffen, sondern wie ein guter Bekannter toleriert. Eine psychoanalytische Kur wird meistens lediglich deswegen

begonnen, weil der Zwang in einer sekundären Folge den Aktionsradius des Zwangsneurotikers erheblich einschränkt.

In die erste Sitzung seiner Analyse mit Freud stellt der Rattenmann folgende Erinnerung: „Wir hatten eine sehr schöne, junge Gouvernante, Fräulein Peter. Die lag eines Abends leicht bekleidet auf dem Sofa und las; ich lag neben ihr und bat sie um die Erlaubnis, unter ihre Röcke zu kriechen. Sie erlaubte es, wenn ich niemand etwas davon sagen würde. Sie hatte wenig an und ich betastete sie an den Genitalien und am Leibe, der mir kurios vorkam. Seitdem blieb mir eine brennende, peinigende Neugierde, den weiblichen Körper zu sehen.“ Und ein wenig später: „Ich habe schon mit 6 Jahren an Ercktionen gelitten und weiß, daß ich einmal zur Mutter ging, um mich darüber zu beklagen. Ich weiß auch, daß ich dabei Bedenken zu überwinden hatte, denn ich ahnte den Zusammenhang mit meinen Vorstellungen und meiner Neugierde und hatte damals eine Zeitlang die krankhafte Idee, die Eltern wüßten meine Gedanken, was ich mir so erklärte, daß ich sie ausgesprochen, ohne es aber selbst zu hören. Ich sehe hierin den Beginn meiner Krankheit. Es gab Personen, Mädchen, die mir sehr gefielen, und die ich mir dringendst nackt zu sehen wünschte. Ich hatte aber bei diesen Wünschen ein unheimliches Gefühl, als müßte etwas geschehen, wenn ich das dächte, und ich müßte allerlei tun, um es zu verhindern.“

Nun, wir erkennen hier ohne große Mühe bei dem kleinen Rattenmann einen Zwang, das weibliche Geschlecht ansehen zu müssen. Mit diesem Zwang wollen wir uns zunächst auseinandersetzen. Wir wollen uns die Frage stellen, was dazu geführt hat, daß sich an diesem Abend etwas produzierte, was ihn nicht mehr losließ. Was hat seine brennende, peinigende Neugierde geweckt? Diese Frage ist deswegen notwendig, weil es ihm nach diesem Abend an Gelegenheiten, sich das weibliche Geschlecht anzuschauen, auf keinen Fall mangelt. Die Kinder pflegen ihr Bad mit dem Kindermädchen zusammen zu nehmen, und auch Fräulein Peters Nachfolgerin ist dem geschlechtlichen Interesse des kleinen Rattenmannes gegenüber durchaus nicht abgeneigt. Aber all dies vermag seine Neugierde nicht zu stillen, sondern scheint sie gar nicht zu berühren. Es drängt sich der Gedanke auf, daß er an diesem ersten Abend etwas gesehen hat, das wiederzufinden er sich bemüht, obwohl es ihm nie gelingt. Man hat den Eindruck einer verzweifelten Suche nach einer bestimmten Stelle, nach einem Ort, der nicht mehr auffindbar ist, an den er nicht mehr zurückkehren kann; es ist dies dieselbe Verzweigung, die wir hinter all dem Kuriosen heraushören, wenn er berichtet, wie er Jahrzehnte später mit dem Zug hin und her gefahren ist, von einem Ort zum andern, in einer derart verwirrenden Art und Weise, daß Freud sich genötigt sieht, zum besseren Verständnis dieser Reise eine Skizze anzufertigen.

Ich denke, daß wir uns diesem Problem am besten über die Frage nach dem Objekt nähern. Das heißt, daß wir einen Begriff ins Spiel bringen, der in der Psychoanalyse eine entscheidende Funktion hat, der in seiner Neuartigkeit die Psychoanalyse konstituiert. Diese Neuartigkeit läßt sich zusammenfassen: Das Objekt – in der Psychoanalyse – ist immer schon repräsentiertes, es ist also kein Gegenstand a priori, sondern der Prüfstein, anhand dessen sich erweist, daß psychische Realität, von der Freud spricht, nicht ein irgendwie gearteter Überbau einer im Grunde organischen Realität ist. Mit diesem Gebrauch, den Freud vom Objekt macht, durchbricht er unsere gewohnte Unterscheidung zwischen der Realität auf der einen Seite und der Vorstellung, die man sich von dieser Realität macht, auf der anderen Seite. „Ein Trieb kann nie Objekt des Bewußtseins werden, nur die Vorstellung, die ihn repräsentiert. Er kann aber auch im Unbewußten nicht anders als durch die Vorstellung repräsentiert sein. Würde der Trieb sich nicht an eine Vorstellung heften und nicht als ein Affektzustand zum Vorschein kommen, so könnten wir nicht von ihm wissen.“ Anders gesagt, dieses Objekt, das wir Objekt *a* nennen, ist immer schon halluziniertes Objekt. Da gibt es keinen Ursprung, sondern nur jenen Moment, wo sich das Symbolische und das Reale treffen.

Da die Psychoanalyse ausschließlich auf der Ebene der Repräsentationen situiert ist, müssen wir das Objekt in der Psychoanalyse anders herleiten, als daß wir sagen, ein Objekt spendet Befriedigung. Natürlich ist Befriedigung in der Regel der Zustand, der sich einstellt, wenn der Trieb an seinem Ziel, dem Objekt, ankommt. Aber es gibt auch eine vollgültige Befriedigung, obwohl der Trieb zielgehemmt ist, also nicht ankommt, die Sublimierung. Schon dieser Umstand alleine, der seit der Niederschrift der *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* bekannt ist, sollte es unmöglich machen, das Objekt auf der Ebene von Befriedigung zum Funktionieren zu bringen.

Diese Tatsache sollte uns als Psychoanalytiker vorsichtig machen, wenn wir aufgefordert werden, eine „geglückte Objektbeziehung“, eine „volle genitale Befriedigung“ herzustellen, oder gar zu bestimmen, was Liebe ist und was nicht. Die Vielen, die das heute mit Eifer tun, sollten wieder ertragen lernen, daß sie, was das Objekt angeht und seine Folgen – die man mit dem Wort Objektbeziehung bezeichnet –, immer nur auf der Spur von etwas sind, dem sie mehr oder minder weit folgen können. Mehr nicht.

Um deutlich zu machen, was es mit dem Objekt in der Psychoanalyse auf sich hat, wählt Freud in den gerade erwähnten *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* die Perversion und den Fetisch als Weg der Untersuchung. Bei der Perversion kommen uns ihre Erscheinungen allzu fremd vor, als daß wir einfach über sie hinweggehen könnten,

wenn auch immer schon versucht wurde, das Fremdartige dadurch zu tilgen, daß man die Perversionen in den Bereich der organischen Erklärbarkeit zieht. Wir müssen allerdings gleich einschränkend sagen, daß unsere Kenntnis dessen, was man Liebe nennt, uns dringend nahelegt, die Grenze zwischen Neurose einerseits und Perversion/Fetisch andererseits höchstens als außerordentlich fließend zu bestimmen. Nebenbei kann man sagen, daß diese Grenze theoretisch von derart geringer Bedeutung ist, daß es keinerlei Grund gibt, bestimmte perverse Symptomatik – etwa die Homosexualität – als Begründung dafür zu nehmen, daß jemand nicht als Analytiker arbeiten kann. Die ganze theoretische Verkommenheit einer psychoanalytischen Gesellschaft läßt sich aus einer Bestimmung wie dieser herleiten.

Die Grenze zwischen Neurose auf der einen Seite und Perversion/Fetisch auf der anderen, hatte ich gesagt, ist fließend; unsere Liebe, unsere Verliebtheit, werden niemals durch die imaginäre Ganzheit der Geliebten ausgelöst und unterhalten, sondern vielmehr immer von einem Detail, einem einzigen Zug, einem Blick, einer Bewegung, einer Form, kurz, immer von etwas, das noch ein wenig an den Fetisch erinnert.

„Die Auskunft, welche die Analyse über Sinn und Absicht des Fetisch gab, war in allen Fällen die nämliche. Sie ergab sich so ungezwungen und erschien mir so zwingend, daß ich bereit bin, dieselbe Lösung allgemein für alle Fälle von Fetischismus zu erwarten. Wenn ich nun mitteile, der Fetisch ist ein Penisersatz, so werde ich gewiß Enttäuschung hervorrufen. Ich beeile mich darum hinzuzufügen, nicht der Ersatz eines beliebigen, sondern eines bestimmten, ganz besonderen Penis, der in frühen Kinderjahren eine große Bedeutung hat, aber später verlorengeht. Das heißt: er sollte normalerweise aufgegeben werden, aber gerade der Fetisch ist dazu bestimmt, ihn vor dem Untergang zu behüten. Um es klarer zu sagen, der Fetisch ist der Ersatz für den Phallus des Weibes (der Mutter), an den das Knäblein geglaubt hat und auf den es – wir wissen warum – nicht verzichten will.

Der Hergang war also der, daß der Knabe sich geweigert hat, die Tatsache seiner Wahrnehmung, daß das Weib keinen Penis besitzt, zur Kenntnis zu nehmen. Nein, das kann nicht wahr sein, denn wenn das Weib kastriert ist, ist sein eigener Penisbesitz bedroht, und dagegen sträubt sich das Stück Narzißmus, mit dem die Natur vorsorglich gerade dieses Organ ausgestattet hat. Eine ähnliche Panik wird vielleicht der Erwachsene später erleben, wenn der Schrei ausgegeben wird, Thron und Altar sind in Gefahr, und sie wird zu ähnlich unlogischen Konsequenzen führen.“ Es gibt also im Zusammenhang mit dem Fetisch etwas, das mit der Verleugnung einer Wahrnehmung zu tun hat. Freud diskutiert diesen Umstand im Zusammenhang mit

Begriffen wie „Ich-Spaltung“, „**Koexistenz** einander widersprechender Überzeugungen“, Begriffe, die wiederkehren in jenen der Subjektspaltung und der Trennung von Wissen und Wahrheit. Der Fetisch als Ersatz für den Phallus des Weibes macht die Funktion des Objektes *a* in der Psychoanalyse deutlich. Denn nichts ist weniger denkbar, weniger unmöglich, weniger real, jedenfalls für die Anatomie, die die Grundlage der Medizin bildet. Dort existiert kein mütterlicher Phallus. Aber Freuds Aussage bestätigt sich in allen Analysen: Geht man die Assoziation als Spur eines Objektersatzes entlang, findet man immer ein- und dasselbe als Ursprung: den Penis/Phallus der Mutter. Als den Knoten oder den Nabel des Kastrationskomplexes bezeichnet Freud die Anerkennung des Wissens, daß die Mutter keinen Phallus hat. Diese Anerkennung kommt, so Freud, nur um den Preis großer innerer Kämpfe zustande. Denn die Entdeckung, etwas besitzen oder nicht besitzen zu können, bringt zum einen die Bedrohung, kastriert zu werden und zum anderen die Erkenntnis, daß Wissen täuschen kann. Das Subjekt hat anzuerkennen, daß es eine Position innegehabt hat, die auf einem falschen Wissen aufgebaut war, nämlich darauf, daß alle Wesen einen Penis/Phallus hätten. Es gibt also einen speziellen Moment, in welchem es anerkennen muß, daß es bislang in einem Universum gelebt hat, das in einer bestimmten Weise geschlossen war, wo alles an seinem Platz war und daß dieses Universum verloren ist: Es gibt immer einen Platz des Nichtwissens, der für das Subjekt von entscheidender Bedeutung ist, weil er das Feld seiner libidinösen Besetzungen berührt.

Dieses Moment der Anerkennung der Realität des Geschlechtsunterschiedes ist von entscheidender Bedeutung. Der Penis/Phallus der Mutter ist die Repräsentation des Wunsches, des Begehrens, oder genauer, er ist eine falsche Hypothese, die bereits eine Folge des Begehrens markiert. Die Entdeckung des Geschlechtsunterschiedes ist die Gelegenheit zur Neuinterpretation der Ursache des Begehrens, weil nun nicht mehr die Anwesenheit, nämlich der Fetisch, sondern der Mangel das Begehren verursacht. Es ist leicht einzusehen, daß der einzige Zug, der gewöhnlich eine Liebe zum Brennen bringt, immer noch einen mehr oder minder entfernten Versuch darstellt, mit dem Skandal des Geschlechtsunterschiedes, also mit der Tatsache der Kastration, einen Separatfrieden zu schließen. Dies ist jedermanns gutes Recht und niemand kann zu einer Analyse überredet, gar gezwungen werden, um so weniger, als die Psychoanalyse diesen Skandal auch nicht aus der Welt schaffen kann. Allerdings werden die, welche von der geglückten genitalen Beziehung schwafeln, eines besseren nicht mehr belehrt werden können, und sind somit gezwungen, aus ihrer Praxis eine Heilslehre zu machen, mit der Folge, daß sie sich plötzlich in allerschärfster Konkurrenz und Nachbarschaft zu allen anderen Sekten befinden.

Die perverse Verleugnung, von der die Rede ist, bezieht sich auf den Mangel (des Phallus) als Ursache des Begehrens und auf den Mangel (von Wissen) als Ursache der Schaulust. In der Tat läßt sich die Psychoanalyse nicht auf die banale Formel reduzieren, daß jedermann nur sieht, was er will. Was ist das für eine Entdeckung? Ist sie zufällig, in derselben Art und Weise, wie man es von allen großen wissenschaftlichen Entdeckungen sagen muß, ist sie aufgezwungen, von der Außenwelt, oder ist sie die Folge eines Forscherdrangs? Ist das Universum, von dem wir vorhin gesprochen haben, nicht so geschlossen, weil es dem Kleinen möglich war, diese Realität zu entdecken, weil es von einem Wunsch zu sehen beseelt war? Nun, die Frage ist leicht zu beantworten, aber die Antwort bringt Komplikationen. Ein brauchbares psychoanalytisches Konzept haben wir nur dann, wenn wir uns auf die Realität der Triebe beziehen, also auf die libidinöse Ökonomie, die zunächst einmal vom Lustprinzip abhängig ist. Also müssen wir sagen, daß diese Entdeckung durch den Drang der Schaulust provoziert wurde, von dem das Kleine bewegt wurde. Denn wäre es nicht Schaulust, es gäbe hier nichts, das Wirkungen entfalten könnte, es sei denn motorische Abfuhr. Es gibt hier eine Nachträglichkeit: denn wie könnte das Kind die Entdeckung gemacht haben, von welcher Schaulust hätte es getrieben sein können, wenn es nicht von einem Wissensmangel stimuliert worden wäre? Freud unterscheidet für diesen Moment ein Davor von einem Danach. Es ist gleichgültig, ob wir sagen, das Kind wollte sehen und wissen, oder ob wir sagen, es begreift die Entdeckung nachträglich als den Endpunkt einer solchen Schaulust. Der Umstand, daß der Wissensmangel als Ursache der Schaulust ihm zu der Entdeckung des Fehlens des Phallus verholfen hat, führt dazu, daß das Begehren zu sehen und zu wissen strukturell vom sexuellen Begehren nicht zu unterscheiden ist – ein Umstand, der, soweit es um das Thema der Bildung/Formation des Psychoanalytikers geht, Gegenstand unserer Institution ist.

Die nachträgliche Interpretation dieser Entdeckung umschließt die Anerkennung der Tatsache, daß das Kind einen wesentlichen Teil seines geliebten Objektes ignoriert hat, und zwar den Teil, der es als begehrendes Wesen ausmacht. Dies ist ein Stück der Funktion des Vaters, wie wir sie in der väterlichen Metapher beschreiben finden. Das Kleine muß begreifen, daß es, bezogen auf das Objekt seines Begehrens, seine Mutter, jemand anderen gab, der dasselbe Begehren mit ihm teilt und der mehr wußte als es, ja, der sogar wußte, was das Kind von seinem eigenen Begehren verleugnet hat. Hier knüpft die Furcht des Rattenmannes an, die alles andere als wahnhaft ist: daß seine Eltern seine Gedanken kennen, als hätte er laut zu ihnen gesprochen, ohne aber sich selbst gehört zu haben. Diese Kontruktion ist ein wesentlicher Teil jeder

Übertragung, wie wir ihr in der analytischen Praxis begegnen. Die Funktion des Vaters, als Träger eines umfassenderen und älteren Wissens, gibt der Verleugnung einen Sinn: Es ist die Verleugnung der Priorität des Vaters, eine Verleugnung des Umstandes, daß jemand seines Kindes Begehren kannte, zu einer Zeit, als es selbst es noch nicht kannte. Jemand anderes, der Vater, besitzt den Schlüssel zu seinem, des Kindes, Begehren. Es ist sicherlich berechtigt zu sagen, daß die Perversion den Versuch darstellt, den Skandal der Kastration zu verleugnen. Um diese Verleugnung aufrecht zu erhalten, ist der Perverse gezwungen, dafür zu sorgen, daß er niemals wieder, was das Wissen über Liebe und Erotik angeht, eine derartige Niederlage erfährt, welche die Grundlagen seiner Verleugnung zerbrechen könnte. Er hat sich für alle Zukunft mit einem sicheren Wissen über Liebe und Erotik auszustatten. Hierin liegt gewiß für einen die Psychoanalyse praktizierenden Perversen eine Gefahr, Herausforderung und Versuchung. Diese Gefahr kulminiert in der Konstruktion der Übertragung, die man ja, wie Sie wissen, als die Unterstellung bezeichnen kann, jemand anderes, nämlich der Analytiker, wisse etwas. „Die Perversion situiert sich in der Tat an der Grenze zur Ordnung der Anerkennung, und das ist es, was sie fixiert, sie als solche stigmatisiert.“

Das Wissen, das sich bei dem Perversen aufbaut, ist rigide und unersetzbar – es kann nicht revidiert werden. Es ist ein Wissen, das dem Feld des Illusionären keinen Platz läßt. Man kann es anders sagen: Es liegt eine enge Verwandtschaft zwischen der Perversion und der Zwangsneurose darin, daß sich beide schwer darin tun, dem Symbolischen jene Flügel zu verleihen, mit Hilfe derer es nicht mehr am Realen kleben muß. Auf diesem Feld wächst dann die innige Beziehung sowohl des Perversen wie des Zwangsneurotikers zur Magie. Es hapert, wenn es darum geht, daß das Subjekt seine Stellung erkennt. Das Symbolische muß Flügel bekommen, damit das Objekt *a* sich als Illusion, als Enttäuschung offenbart und genau dadurch das Subjekt darüber versichert, daß es Subjekt des Begehrens ist. Man muß sich hier auf Freuds Bemühungen beziehen, die man sowohl in seinem ersten „Entwurf“ als auch im letzten „Abriß“ findet: Der Wunsch tendiert von Natur aus zur Halluzinierung seines Objektes. „Ähnlich bei der Wunscherfüllung im Traum überhaupt. Es wird nicht etwa der Wunsch bewußt und dann dessen Erfüllung halluziniert, sondern nur das letztere, das Mittelglied, bleibt zu erschließen.“ Die Kluft, die hier durch das Erschließen überbrückt werden soll, ist die zwischen dem Bedürfnisobjekt und dem Objekt *a*. Sie können als Beispiel dafür all die Dinge nehmen, die in dem berühmten Traum der kleinen Anna Freud als Bedürfnisobjekte auftauchen, Erdbeeren, Eis usw., aus denen aber zu erschließen bleibt, daß sie durch ein Verbot gekennzeichnet

sind. Die Struktur, die Funktion und die Wirkung dieses Verbotes führen dazu, daß das Objekt nicht als solches wieder auftaucht, sondern daß es (topisch) dort wieder auftaucht, wo es nicht ist.

Für den Trieb hat das Objekt eigentlich keinerlei Gewicht. Beim oralen Trieb zum Beispiel geht es nicht um die Nahrung, auch nicht um die Erinnerung an Nahrung, auch nicht um den Wiederhall einer Erinnerung an Nahrung und auch nicht um mütterliche Sorge, sondern vielmehr um das, was man die Brust nennt. „Dieser Brust in ihrer Objektfunktion, als Objekt *a* Ursache des Begehrens, wie ich den Begriff verwende – haben wir eine Funktion einzuräumen, die uns erlaubt zu sagen, was ihr Platz ist in der Befriedigung des Triebes. Die beste Formel scheint uns die zu sein: *La pulsion en fait le tour*/Der Trieb geht darin um, dreht seine Runde. Wir werden sie auch auf andere Objekte anwenden können.“ Die Befriedigung, von der Freud spricht, präsentiert sich als Folge der Operation des realen Objektes, in diesem Fall der Brust, insofern diese Operation den Drang aufhebt. Da es jedoch um eine Bewegung des Primärprozesses geht, müssen wir sagen, daß sich das Objekt als Vorstellung wiederfindet, und die Brust als etwas erstrebt wird, mit dem das Subjekt sich befriedigen kann. Das heißt, daß sich das Objekt *a* immer auf eine Art und Weise konstituiert, die die Produktion eines nicht zurückintegrierbaren Restes mit einschließt. Zurecht gebraucht man an dieser Stelle das Beispiel der irrationalen Zahl, die durch die Länge der Diagonalen des Quadrats, gemessen an der Länge seiner Seite, aufgedeckt wird. Es stellt sich heraus, daß es für die Diagonale und die Seite keinerlei gemeinsames Maß gibt, und jeder Versuch, ein solches Maß herzustellen, führt zur Produktion eines nicht weiter teilbaren Restes.

In der Tat haben wir es hier in diesem Sinne mit einem Irrationalen zu tun, ein Begriff, von dem wir meinen, daß man ihn nicht so gebrauchen kann wie diejenigen, welche die Existenz der Psychoanalyse mit seiner Hilfe weiter verleugnen wollen; eher so: „Weil es übrigens die Geometrie mit der sinnlichen aber abstrakten Anschauung des Raums zu tun hat, so kann sie ungehindert einfache Verstandesbestimmungen in ihm fixieren; sie hat deswegen allein die synthetische Methode des endlichen Erkennens in ihrer Vollkommenheit. Sie stößt jedoch in ihrem Gange, was sehr bemerkenswert ist, zuletzt auf Inkommensurabilitäten und Irrationalitäten, wo sie, wenn sie im Bestimmen weitergehen will, über das verständige Prinzip hinausgetrieben wird. Auch hier tritt, wie sonst häufig, an der Terminologie die Verkehrung ein, daß, was rational genannt wird, das Verständige, was aber irrational, vielmehr ein Beginn und Spur der Vernünftigkeit ist. Andere Wissenschaften, wenn sie, was ihnen notwendig und oft, da sie sich nicht in dem Einfachen des Raumes oder der Zahl befinden, ge-

schiebt, an die Grenze ihres verständigen Fortgehens kommen, helfen sich auf leichte Weise. Sie brechen die Konsequenz desselben ab und nehmen, was sie brauchen, oft das Gegenteil des Vorhergehenden, von außen, aus der Vorstellung, Meinung, Wahrnehmung, oder woher es sonst sei, auf.“ (Hegel)

Das Objekt etabliert gleichzeitig einen Verlust, der nichts mit einer vermeintlich ursprünglichen Befriedigungslust zu tun hat. Denn das Objekt *a* erscheint immer als ein verlorenes und zwar bereits in der allerersten Beschreibung, die Freud vom Begehren gibt. Das Objekt erscheint in der Analyse nie. Das Kind, auf der Suche nach dem Objekt in seiner Mutter, stößt auf den Mangel, der es zu der Tatsache führt, daß sein Begehren gerade von diesem Mangel unterhalten wird. Das Objekt wird gleichzeitig verfehlt – im Sinne der Fehlleistung –, wie es auch seinen Wert als Zugang zur Wahrheit erweist. Es geht nicht mehr um die Unterscheidung zwischen einer objektiven Realität und ihrem Abbild, sondern um die zwischen einer halluzinierten Wirklichkeit und einem Ersatzobjekt. Jede Liebesbeziehung eines normalen wie auch neurotischen Subjekts ist immer auf eine erste Erfahrung von Illusion gegründet.

Wenn es für den Perversen diese Bewegung, in der er wissen wollte und gleichzeitig verlieren mußte, was ihm am liebsten war, nicht gibt, weil er Gebrauch macht von der Möglichkeit der Verleugnung, so müssen wir sagen, daß der Rattenmann an die Stelle der Verleugnung den Zwang setzt, hier den Zwang, das weibliche Genital anschauen zu müssen. Daher schreibt Freud, daß der Rattenmann erst mit seinem Zwang die Möglichkeit der Eins, die Möglichkeit des Zählens, begründet. „Eine Ratte ist etwas zählbares.“ Wo das Objekt im Moment für den Rattenmann so gesetzt ist, wird die Pein, die Folter für ihn sich genau an dem Punkt zuspitzen, wo er begreift, daß das Reale zwangsläufig für immer verschleiert ist. Denn der Mangel wird in einen Signifikanten transformiert und blockiert das Reale. Diesem Umstand entspricht das Gefühl einer inneren, unheilbaren, unabänderlichen Katastrophe. Diese Katastrophe wird für den Rattenmann vom Tod seines Vaters repräsentiert. Auf diesen Verlust des Realen stößt man immer, wenn es um Zwangsneurotisches geht: Er macht einen großen Teil dieser unheimlichen Schwierigkeit aus, welche die Ausrichtung der Kur eines Zwangsneurotikers für den Analytiker mit sich bringt. Wer erinnert sich an dieser Stelle nicht der Schwierigkeiten, für die nächste Sitzung einen Termin zu finden?

Dem Rattenmann – wie jedem Zwangsneurotiker – gelingt es nur ansatzweise, in jener Struktur, die wir den Kastrationskomplex nennen, die Mutter von einer Hauptperson in eine Mittlerin zu verwandeln. Es ist eine Verwandlung, die dem Ratten-

mann nur unter dem Vorzeichen des „als ob“ möglich ist. Freud bemerkt hierzu: „Die Zwangsneurose beginnt im Gegensatz zur Hysterie mit einer frühen sexuellen Befriedigung.“ Das heißt, das kleine Subjekt wird in eine Situation geworfen, in welcher sein sich gerade regendes Begehren, das sich noch nicht vollständig von Bedürfnis auf der einen und dem Anspruch auf der anderen Seite differenziert hat, ausgelöst und befriedigt wird. Von nun an wird der Anspruch immer ein Anspruch auf Anerkennung sein, aber ein Anspruch, der sich in der Art und Weise und auf den Bahnen des Begehrens bewegt. Das Begehren wird zum phantasmatischen Ersatz des Anspruchs und damit als Begehren immer unerreichbarer. Denn der Vater hat es nicht vermocht, die Tatsache der Kastration zu einer positiven Anerkennung zu bringen, was allerdings nicht heißt, daß es beim Zwangsneurotiker wie bei dem Perversen zu einer Verleugnung käme, denn an die Stelle der Verleugnung tritt der Zwang. Der Nachdruck und die Unduldsamkeit der Zwangsneurose lehren uns, daß das undifferenzierte Begehren zudem mit dem Bedürfnis vermischt wird. Das Begehren kann also nicht als Mittler zwischen Bedürfnis und Anspruch funktionieren, woraus für das Subjekt eine enorm große Unsicherheit und Fragilität seiner Position resultiert. Hier liegt ein großer Unterschied zur Hysterie. Denn der Zwangsneurotiker muß sich ständig auf die Suche nach einem anderen begeben, der ihn anerkennt und damit zugleich knechtet und befreit, er muß dies tun, um die lebensnotwendige Differenz von Anspruch und Begehren doch noch zu erreichen. Damit es ein eigenes Begehren gibt, braucht es den anderen, der einen zum Objekt seiner Träume macht, für den man Ursache seines Begehrens ist. Genau diesen anderen kennt der Zwangsneurotiker nicht und kommt in die verzweifelte Lage, sich einen Phantasieanderen schaffen zu müssen.

Was heißt es aber, wenn Freud sagt, der Zwangsneurotiker baut seine Neurose auf einer vorzeitigen, frühen sexuellen Befriedigung auf? Was ist diese Befriedigung und was hat sie für Folgen? Spreche ich jetzt doch von Befriedigung in der verbreiteten zeitgenössischen Art, in welcher sie zu einem technischen Leitmerkmal geworden ist, wenn es darum geht, das Ziel der Kur als die Erreichung der vollen genitalen Befriedigung zu definieren? Es geht lediglich um die Spur, die das Befriedigungserlebnis hinterlassen wird. Diese Spur ist es nicht selbst, sondern diese Spur können wir nur begreifen als eine Spur, die durch einen Buchstaben bezeichnet wird. Sie ist Inskription, Niederschrift, wie Freud es in dem 52. Brief an Fliess hervorhebt. Die Befriedigung ist nicht das Erlebnis der Befriedigung eines physiologischen Grundreizes. „Es ist unverkennbar, daß die Libido somatische Quellen hat, daß sie von verschiedenen Organen und Körperstellen her dem Ich zuströmt. Die hervorragendsten der Körperstel-

len, von denen diese Libido ausgeht, zeichnet man durch den Namen erogene Zonen aus, aber eigentlich ist der ganze Körper eine solche erogene Zone. Das beste, was wir vom Eros, also seinem Exponenten, der Libido wissen, ist durch das Studium der Sexualfunktion gewonnen worden, die sich ja in der landläufigen Auffassung, wenn auch nicht in unserer Theorie, mit dem Eros deckt.“, schreibt Freud 1938 im *Abriss der Psychoanalyse*. Bereits im Briefwechsel mit Fliess benutzt Freud den Begriff erogene Zone. Er bezeichnet damit eine Körperstelle, welche zum Sitz eines Reizes werden kann. Hierzu gehören zunächst alle Öffnungen des Körpers, die gesamte Körperoberfläche, die Schleimhäute, und dann schließlich, durch die Einführung des Narzißmus, alle Organe im Körperinneren. Korrekt muß man sagen: Der Körper ist ein Ensemble erogener Zonen. Hieraus wird aber auch deutlich, daß sexuelle Befriedigung alles andere ist als die Befriedigung eines physiologischen Fundamentalbedürfnisses, denn Freud besteht auf einem Begriff der Lust, der sich niemals auf den Ablauf einer Organfunktion reduzieren läßt, wie man daraus schließen kann, daß im Prinzip jedes Organ, beziehungsweise der ganze Körper als erogene Zone in Hinblick auf diese Funktion gebraucht werden können. Es gibt hier eine Kluft zwischen der physiologischen und der psychischen Realität, die man so umschreiben kann, daß dem Organ etwas gegen seine Organfunktion übergezogen wird, ohne daß es die Möglichkeit einer Überbrückung dieser Kluft gäbe.

Wenn Freud von Lust schreibt, greift er zu Metaphern, die aus der Energetik stammen. Lust ist die Sensation, die das Ende eines Spannungszustandes anzeigt. Lust entsteht also in der Differenz zwischen einem Mehr und einem Weniger an Spannung. Die erogene Zone ist demnach dadurch ausgezeichnet, daß sie in der Lage ist, Sitz einer solchen Differenz zu sein. Man muß es genauer sagen: Die erogene Zone ist ein Ort des Körpers, der mindestens zwei Zeichen aufnimmt, zwischen denen eine Differenz bestehen kann.

Freud greift hier immer wieder zu einem Beispiel, um diesen Vorgang zu erläutern. Dieses Beispiel bezieht sich auf die Vorgänge in der oralen Zone. Die Brust hat den hungrigen Säugling gestillt, das heißt, sie hat sein physiologisches Bedürfnis befriedigt, denn sie hat die Spannung, die das Organ erlitten hat, also die orale und die periorale Zone, von ihm genommen. Das Objekt – die Brust – ist im wesentlichen gleichgültig, es muß nur in einer gewissen Hinsicht tauglich sein, ein physiologisches Bedürfnis zu befriedigen. Von diesem Vorgang bleibt eine Befriedigungsspur zurück, die nicht von dem Objekt herrührt, sondern die Spur des Vorgangs der Entspannung ist, eben der Entspannung, die sich wesentlich durch eine Differenz markiert. Hier geht es ausnahmsweise einmal nicht um das halluzinierte Objekt, sondern um die Brust der

Mutter. Es gibt hier *eine bestimmte Berührung – der Brust an der oralen/perioralen Zone –*, welche an die mögliche Differenz rührt, und diese Differenz damit fixiert. Allerdings ist *diese* Fixierung nur unter der Bedingung möglich, daß auch für die Mutter die Brust eine *erogene Zone* ist. Anders gesagt, Voraussetzung ist, daß auch bei ihr Lust erscheint.

Das *Befriedigungs*erlebnis des Zwangsneurotikers ist keine materiell physiologische Erscheinung, sondern ein Zeichen an dem Organ, und damit in einen bestimmten Bezug zum Objekt gesetzt. Da es diese Niederschrift ist, so ist der Angelpunkt, an dem der Wunsch sich festbeißt, zunächst nicht Objekt, sondern Buchstabe und wird erst dann, durch das Objekt, das an die Stelle dieses Buchstabens tritt, ersetzt. Der Buchstabe fixiert die Differenz, die vom Objekt unterschlagen wird, denn der Buchstabe ist das Zeichen, das an einer Körperstelle diese Differenz zugleich konstituiert und festhält, wohingegen das Objekt lediglich die *erogene Zone* nachträglich bezeichnet.

Zu Beginn des Vortrages habe ich Ihnen einige charakteristische Züge der Zwangneurose aufgezeigt, auf die ich nach diesem ersten allgemeinen Durchgang noch einmal zu sprechen kommen möchte. Ich will nicht den Sinn des einen oder anderen Zwanges herausarbeiten, denn den Sinn eines Zwanges herausarbeiten, das heißt nicht, daß man die ganze Arbeit schon getan hätte, aber es gibt einige Sachen, die auffallen. Da ist zum Beispiel der Umstand, daß ein Zwang meistens als Verbot und Befehl gleichzeitig funktioniert. Man muß hier natürlich dem Umstand Rechnung tragen, daß viele der Zwänge, die uns in den ersten Sitzungen einer Analyse berichtet werden, bereits eine längere Entwicklung hinter sich haben, die man erst zurückverfolgen muß, um diesen immer zu findenden Charakter des Zwangs in seiner vollen Deutlichkeit bemerken zu können. Nun, das Verbot und auch der Befehl sind außerordentlich wild und grausam, herrisch. Sie quälen das Subjekt mit den grausamsten und obszönsten Vorstellungen und zwingen es, ständig dagegen zu rebellieren. In bezug auf seine Zwangsideen ist das Subjekt gespalten: „... die Teilung des Subjektes? Dieser Punkt ist ein Knoten. Erinnern wir uns daran, wo Freud ihn auflöst: an jenem Penismangel der Mutter, worin sich die Natur des Phallus enthüllt. Hier, so lehrt uns Freud, spaltet sich das Subjekt angesichts der Realität, da sieht es auf einmal den Schlund sich auftun, gegen den es sich mit einer Phobie panzern wird und andererseits bedeckt es ihn mit jener Oberfläche, auf der es den Fetisch aufrichten wird: das heißt, die Existenz des Penis aufrecht erhalten, obwohl verschoben. Ziehen wir nun einerseits das (kein) (*pas-de*) aus dem (kein-Penis) (*pas-de-pénis*) – in Klammern zu setzen – heraus, um es auf das (kein-Wissen) (*pas de savoir*) zu übertragen: den zögernden

Schritt (*pas-bésitation*) der Neurose. Anerkennen wir andererseits das Wirken des Subjekts in jenem Gnomon, den es aufrichtet, damit er ihm zu jeder Stunde den Zipfel der Wahrheit zeige: vom Phallus selbst kündend, daß er nichts anderes ist als jener Zipfel des Mangels, den er im Subjekt anzeigt. Dieser Zeiger weist uns auch den Weg, den wir dieses Jahr gehen wollen, das heißt, dorthin, von wo **Sie** selbst zurückschrecken aus Angst, – als Psychoanalytiker – in diesem Mangel herausgefordert zu sein.“

Natürlich ist die Gleichzeitigkeit von Verbot und Befehl kein großes Rätsel, sobald man sie auf die Tatsache der Kastration bezieht, weil Begehren und Gesetz in ein und derselben Bewegung entstehen und nur um den Preis der Psychose voneinander zu trennen sind. Allerdings weist der Umstand, daß sich das Subjekt nicht nach dem Ursprung seiner Zwangsideen und Zwangshandlungen fragt, darauf hin, daß es etwas gibt, das völlig unerkant arbeitet und Ideen produziert. Die Zwangsideen treten auf, plötzlich, in einem Stück, und man weiß nicht, woher. Es sind Sätze, Befehle, die dem Subjekt völlig fremd vorkommen. Es sind Sätze, die aus dem Unbewußten sowohl herausfallen, als auch ihm verhaftet bleiben.

Da man sich in der zeitgenössischen Psychoanalyse mehr aufs Fühlen denn aufs Hören verlegt, ist es nicht verwunderlich, daß als wesentlicher Zug der Zwangsneurose eine bestimmte Empfindungslosigkeit hervorgehoben wird, die sich bis zur Anästhesie steigern kann, mit deren Auftreten die Zwangsideen aufhören. Zu einer bestimmten Zeit konnte der Rattenmann von dem, was die Leute ihm sagten, kaum etwas verstehen, er mußte sie ständig bitten, zu wiederholen: „Was haben Sie gerade gesagt?“ Er hat offensichtlich etwas gehört, aber nicht begriffen, weil sich das, was er gehört hat, auf ein reines Geklapper von Buchstaben reduziert, ohne Interpunktion, ohne Artikulation. Dieser Zug ist in einem engen Zusammenhang mit den Neologismen zu sehen, die sich bei den Zwangsneurotikern häufig bilden. Vom Rattenmann beschreibt Freud den Neologismus Gljisamen, den er als eine psychische Gleichsetzung bezeichnet, mit deren Hilfe die Jungfräulichkeit der vom Rattenmann angebotenen Gisela mit dem Samen zusammengebracht werden soll. Das Spannende ist, daß sich der Rattenmann, nachdem Freud ihm diese Deutung gegeben hat, umdreht und sagt: „Ich hatte einen furchtbaren Traum. Da gab es eine Karte, auf der ich lesen konnte W L K.“ Freud zögert auch hier nicht mit seiner Deutung: Er nimmt diese Buchstaben als Buchstaben, die für Wjłks stehen, ein polnisches Wort, das Freud mit der Bedeutung von groß oder alt übersetzt. Bei diesen drei Buchstaben fällt mir allerdings auf, daß es sich um eine Buchstabenkombination handelt, die hierzulande, für uns, als unaussprechbar gilt. Es ist keine Artikulation möglich: das Keh-

bild des Verstehzwanges. Ein reines Spiel von Buchstaben, ohne Artikulation, ohne Raum, innerhalb dessen es sich entfalten könnte. Kurz: ohne jede Beziehung zum Imaginären. Es ist also nicht ohne Bedeutung, daß der Rattenmann, während er diesen Traum erzählt, sich umdreht. Die Frage ist nur: sieht er Freud an oder will er sehen, daß Freud ihn sieht? Hier taucht wieder ein Zug der Schaulust auf, von der wir vorhin gesprochen hatten. Lacan zeigt in Seminar XI, daß auf die Frage, um wessen Blick es hier geht, die Verhältnisse bei der Perversion uns die klarste und deutlichste Antwort geben. Der Blick genießt in der Struktur der Perversion eine hervorragende Stellung. Denken Sie an die Beschreibungen de Sades in *Justine oder Das Unglück der Tugend*, aus denen hervorgeht, daß der Masochist nicht daran interessiert ist, seinen Folterer in Aktion zu sehen, es sei denn, dieser Folterer ist die Inkarnation der Gewalt, beziehungsweise der Männlichkeit. Das Studium sadistischer Akte macht deutlich, daß erotische Spannung beim Anschauen des Leidens eines anderen nur dadurch gewährleistet ist, daß der andere unschuldig ist. De Sade besteht grundsätzlich auf dem Umstand, daß die ständig beschworene Unschuld seines Opfers für den Sadisten wichtiger sind als dessen Schreie.

Sobald der andere einen Blick wirft, wird er automatisch zum Komplizen des perversen Aktes. Hier ist der wesentliche Unterschied zwischen der Perversion und der perversen Phantasie, die in der Einsamkeit des masturbatorischen Aktes durchaus zufriedengestellt ist. Der Blick ist ein Komplize des Perversen, und seine Anwesenheit unterscheidet das perverse vom neurotischen Subjekt. Hierin liegt auch unsere Praxis begründet, in der Psychoanalyse den Blick auszuschalten. Es ist nicht einfach eine Beliebigkeit, die man je nach Diagnose variieren kann und Freuds Begründung, daß er nicht den ganzen Tag angestarrt werden mag, ist nicht die persönliche Marotte eines grantelnden Wiener Professors, wie man uns oft weismachen will.

Die Zwangsideen tauchen auch in der Form auf, daß es ständig um entweder – oder – Entscheidungen geht: „Ich kann entweder diese oder jene heiraten, aber wenn ich diese heirate, verliere ich jene.“ In diese Reihe gehört die Negation, die häufig bis zu dem Spiel fortgeführt wird, daß es zur Negation der Negation der Negation usw. kommt, bis der Zwangsneurotiker tief verwirrt ist, weil er sich nicht mehr sicher ist, ob er die einzelnen Negationen genau abgezählt hat. Es konstituiert sich in diesen Zwangsideen ein System mit zwei Elementen und zwei Werten, ein System also, das auf dem Ausschluß des dritten aufgebaut ist. Dies ist für den Mechanismus der Zwangsneurose ganz wesentlich. Das System zweier Elemente und zweier Werte ist so konstruiert, daß jeder Satz nur dann richtig ist, wenn jedes seiner Elemente selbst richtig ist. Aus diesem Grund ist ein Zwangsneurotiker gezwungen, zum Beispiel

etwas, was er geschrieben hat, noch einmal zu lesen, um zu verifizieren, daß er bei keinem der Elemente einen Fehler gemacht hat. Es muß im übrigen nicht immer etwas Geschriebenes sein, es kann der Lichtschalter, der Gashahn sein. Ein einziger Fehler kann alles zerstören. Nun hat dieser Zug sicherlich etwas mit der Faszination dessen zu tun, was man hinter sich läßt, das man immer noch einmal anschauen will, betasten, aber dennoch ist diese Antwort, die darauf hinausläuft, daß alles so ist, „weil die Scheiße aus dem Rücken kommt“, nicht ausreichend. Wichtig ist, daß in diesem System zweier Elemente das dritte ausgeschlossen ist, und dieser Ausschluß führt dazu, daß der Zwangsneurotiker zwischen zwei Alternativen nicht entscheiden kann. Das hat den wohlbekannten Effekt, daß er ständig zögert und zaudert. Der Rattenmann unternimmt in solchen Situationen den Versuch einer Lösung, die er darin findet, daß er Gott entscheiden läßt. Diese Lösung suggeriert, daß für ihn das Dritte nicht wirklich ausgeschlossen ist. Eine solche Suggestion ist möglich, weil der Rattenmann Implikationen macht. Denn eine Implikation (zum Beispiel: Gott lebt) hat die Eigenart, daß ein Satz wahr ist, wenn der vorangegangene wahr ist, und in diesem Fall ist es völlig gleichgültig, ob der allererste wahr ist oder falsch. Genau dies ist für den Rattenmann ein entscheidender Punkt: „Zahlen Sie das Geld Leutnant A zurück.“ „Wenn du das Geld nicht zurückzahlst, wird deinem Vater und deiner Angebeteten etwas passieren.“ „Ob du dem Leutnant A das Geld zurückgibst oder nicht, es wird deinem Vater und deiner Verehrten etwas passieren.“

Natürlich hat der Zwang noch den zusätzlichen Sinn einer Versöhnungshandlung, nicht eines Opfers, die dem ursprünglichen Verbrechen oder Desaster ähnlich ist, und das sie auf diese Art und Weise wiedergutmachen will. Allerdings erweist sich durch die Systematik der Zwanghaftigkeit, daß ein Aspekt dieses Verbrechens darin liegt, daß die aus ihm resultierende Schuld unbezahlbar ist, untilgbar.

Natürlich hat es etwas Unheimliches an sich, wenn die Tatsache nicht mehr zu übersehen ist, daß es im Unbewußten ein Spiel der Schrift gibt. Alle Möglichkeiten, die sich für den Rattenmann finden, sind einzig durch die Art ihrer Niederschrift im Sinne des 52. Briefes bestimmt. Im Kern der Quälerei, welche der Rattenmann sich antut, steht die Frage, ob seine subjektive Position durch einen Überschuß, durch ein Mehr, eine Integrität gekennzeichnet ist, oder durch einen Mangel.

Natürlich kommt hier mit der Figur des ausgeschlossenen Dritten der Vater zur Wirkung. Normalerweise gewährleistet der Vater im Zusammenhang mit der Anerkennung der Kastration eine stabile Funktion dieses Dritten. Das ist bei der Zwangsneurose nicht der Fall. Hier kommt es lediglich zu einer Suggestion des Dritten. Diese Suggestion führt dazu, daß das Spiel des Bildes im Bild im Bild bis zur völligen

Verwirrung des Subjektes fortgeführt werden kann und in der Regel auch fortgeführt wird. Es sucht nach einem **Garanten des Dritten**. Eine Figur wie diese kommt mit der quälenden Frage in die Analyse: Ist mein Analytiker ein richtiger Analytiker, und wer garantiert das? In der Analyse des Rattenmannes ist der Vater explizit präsent. Dieser Vater ist ein toller Hecht, der mit allem, was ein Mann können muß, mit allem, was ein Mann erreichen muß, prima klargekommen ist: mit seinem eigenen Vater, der Religion seines Vaters, der er abgeschworen hat und mit den Frauen, denn er hat es **geschafft**, in den **Besitz** der umfangreichen Aussteuer seiner Ehefrau zu kommen, und er hat seine Kinder großgezogen. Nur an einem Punkt hakt es: Er ist ein miserabler Spieler, einer von der Sorte, die den ganzen Abend stur auf die 23 setzen, die erst dann in Serie kommt, wenn er kein Geld mehr hat und nicht mehr setzt. So vom Schicksal in die Enge getrieben, bleibt dem Vater nichts übrig als zu betrügen und zu stehlen, seine Integrität aufs Spiel zu setzen. Dies ist der Ursprung der infantilen Neurose. Es handelt sich nicht um einen Zufall, um einen Unfall, auch nicht um ein Trauma, sondern um den Effekt einer Struktur, welche bereits in diese **Szene** eingeschrieben war. Hier ist seine Position durch einen Mangel charakterisiert, der zwar als existent anerkannt wird, in der Realität aber nicht mehr länger erträglich für ihn, weil er aufgrund der Struktur nur erträglich wird durch **Raub am anderen**. Aus diesem Umstand entspringt die ganze Geschichte: Es ist ihm nämlich unmöglich, dem Leutnant A das Geld zurückzugeben, weil er ihm überhaupt nichts schuldet. So, wie die Kiste läuft, hat der Rattenmann das von Anfang an gewußt. Er war sicher, daß für ihn die Schuld nicht bezahlbar war, und hat aus diesem Grund, wie jeder gute Neurotiker, seine Zukunft bereits hinter sich.

In memoriam G.J.

Die Marginalität des Wahnsinns ist Schein. Wenn erst die Archive zugänglich werden, die da Politik und Historie, Macht und Vergangenheit auseinanderhielten, nach den üblichen 30 Jahren stellt sich regelmäßig heraus, daß alle scheinbare Randständigkeit ein Effekt von Wissenspolitik war. Zu spät, um effektiv zu sein, erkennt die Eule Minervas, daß jede Ausschließung des Wahnsinns aus einer gegebenen Kultur stattfand, um seinen Systemplatz zu verhimmlichen. Was diese Kultur selber Fremdheit, Grenze, Unerträglichkeit nannte, rückt nachträglich unter ihre konstitutiven Formen.¹ Und das nicht von ungefähr. Jene konstitutiven Formen sind nach Foucault historisch spezifizierte Regeln von Sprechen und Schreiben, von Diskursverwaltung und Diskursvernetzung. Ein Regelsystem, in dem Schaltstellen üblicherweise an Irre fallen.

„Es wäre eine lohnende Sache“, schrieb Lacan vor nunmehr 30 Jahren, „im sozialen Raum die Örtler zu ermitteln, die eine Kultur den Wahnsinnigen zugewiesen hat – speziell im Hinblick auf ihre Verwendung bei der Erfüllung sozialer Leistungen, die mit Sprache zusammenhängen. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich hier einer der Faktoren zeigt, die diese Subjekte dem Effekt von Brüchen aussetzen, wie sie von symbolischen Diskordanz, diesem Kennzeichen komplexer Zivilisationsstrukturen, bewirkt werden.“²

Was folgt, ist ein Versuch, Lacans Vermutung empirisch zu beweisen. Und zwar an einem Fall, der von Freud bis Lacan als Paradigma selber von Psychose gegolten hat, kaum je aber als symbolische Diskordanz unserer Kultur. Die *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* von Daniel Paul Schreber, dieses berühmteste aller irren deutschen oder deutschen irren Bücher, bezeugen den Bruch einer Diskursordnung nur unter der Bedingung, nicht zum hundertstenmal psychiatrisiert und psychoanalytisch zu werden. Was der Paranoiker Schreber schrieb, was sein Psychiater Flechsig schrieb, was sein Psychoanalytiker Freud schrieb – diese ganze Masse von Papier muß Papier

bleiben. Diskursverwaltung ist entweder medientechnisch exakt oder gar nicht. Das Nachrichtennetz Flechsig/Schreber/Freud besteht einfach aus verstaubten Büchern von 1882 bis 1911. Aber wovon sie schreiben, ist die Tatsache, daß verstaubte Bücher, dieses basale Machtmittel Alteuropas, um 1900 ihr Monopol einbüßen.

I

Schreibers *Denkwürdigkeiten*, im Erscheinungsjahr der *Traumdeutung* verfaßt, sind 1903 erschienen – als Privatdruck eines Irrenanstaltsinsassen. Ihr „Hauptzweck“ laut Vorwort: „noch bei meinen Lebzeiten irgendwelche Beobachtungen von berufener Seite an meinem Körper“ „zu ermöglichen“. ³ Freud kommt also gerade noch rechtzeitig, wenn er 1910 diesen Blankoscheck zitiert und 1911, im Todesjahr Schreibers, *Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia* vorlegt. Eine Psychoanalyse kann allerdings keine wissenschaftlich berufene Beobachtung an Körpern sein. Sie deutet den Verfolgungswahn zunächst als psychischen Konflikt: als Homosexualität, die ein heilpädagogischer Schrebergartenerfinder von Vater in seinem Sohn und Richter hervorrief.

So bliebe von den *Denkwürdigkeiten* nur ein Ödipuskomplex mehr übrig, wenn, ja wenn Schreber nicht geschrieben hätte. Im Unterschied zur talking cure, der Freud die Neurotiker seiner Praxis unterzieht, ist bei Schreber „das Objekt der Analyse nicht eigentlich eine Person, sondern ein von ihr ausgehendes Buch.“ ⁴ Und das nicht bloß, weil Schreber fern von Wien, im ältesten Irrenhaus Deutschlands sitzt. ⁵ In Buchform kommen auch Anstaltsinsassen zu theoretischen Würden. Freud bescheinigt Schreber, daß die 516 Seiten autobiographisch beschriebener Paranoia „eine auffällige Ähnlichkeit“ mit der „Theorie“ selber von Paranoia aufweisen – als wären die 76 Seiten psychoanalytischer Bemerkungen schlicht überflüssig gewesen. Er muß sogar einen Psychiaterfreund bemühen, der notfalls beschwören könnte, daß der Vater der Psychoanalyse schon vor seiner Schreberlektüre eine Psychosentheorie besaß. Auf dem Spiel stehen demnach nicht bloß Ödipuskomplexe und Heilbarkeiten. Strittig zwischen Freud und Schreber sind viel ernstere Dinge: geistiges Eigentum, wissenschaftliche Priorität und das Rätsel, „ob in der Theorie mehr Wahn enthalten ist, als [Freud] möchte, oder in [Schreibers] Wahn mehr Wahrheit, als andere heute glaublich finden.“ ⁶

Und das ist kein Wunder. Psychose tangiert allemal die Wissenspolitik. Schreibers *Denkwürdigkeiten*, um berufene Beobachtungen an seinem Körper zu ermöglichen, beschreiben in neurologischer Präzision sämtliche Nervenbahnen, die den Diskurs eines böartigen Gottes ⁷ über Millionen Kilometer mit den Sprachteilzentren von

Schreibers Gehirn verschalten. Eben diese „Sonnenstrahlen, Nervenfasern und Samenfäden“ entsprechen aber laut Freud den „Libidobesetzungen“,⁶ die wiederum laut Freud Neurosen oder Psychosen spezifizieren. Wahn und Theorie sind solidarisch. Schon im *Entwurf einer Psychologie* von 1895 hat Freud die Seele als Schaltwerk beschrieben, wo Neuronen, gebundene und ungebundene, Bahnungen anlegen, Hemmungen umgehen, Vorstellungen besetzen usw. Der psychische Apparat (Freuds schöne Wortschöpfung) ist neuro-elektrischer Datenfluß und Freud, bevor seine Hysterikerinnen ihn zur talking cure zwingen, Hirnphysiologe. Deshalb besteht er bis ans Lebensende darauf, daß sein hypothetisch erschlossener Apparat trotz allem ein anatomisches Substrat hat. Nur bleibt in talking cures, wo „leider anders“ als im Labor nur „ein Austausch von Worten“ stattfindet,⁸ dieses Substrat, dieses „Reale“ prinzipiell „„unerkennbar““.⁹

Es ist heute sehr vergessen, daß Freud entschlossen war, „die Psychologie auf einer ähnlichen Grundlage aufzurichten wie jede andere Naturwissenschaft“.⁹ Seine Theorie setzt alle Befunde einer seinerzeit revolutionären Naturwissenschaft vom Menschen voraus. Seit Broca und Exner, Charcot und Flechsig haben Skalpelle und Mikroskope das Seelenleben und speziell den Diskurs in Hirnphysiologie aufgelöst. Auch der junge Freud forschte über Lokalisierungen der einzelnen Nervenschaltkreise, deren Vernetzung auf Alltagsdeutsch Sprache heißt. Vor solchen Standards kann die talking cure allein nicht bestehen. Was sie braucht, sind keine Habermaschen Kuren ihres szientifischen Selbstmißverständnisses, sondern beweiskräftige Hirne. Und dafür kommen Benutzer der Berggassencouch nicht in Betracht. Sie alle leiden ja (wie ausgerechnet ein Kunstphysiologe der Zeit erkennt) am Leiden von Normalität selber. Für Hirth ist es so elementar wie „unfaßbar“, daß „der ganz gesunde Mensch und das gesunde Tier“ von seinem Zentralnervensystem, dieser „großen Fabrik“, „absolut nicht spürt, ja nicht einmal von der Existenz des Organs, worin das alles geleistet wird, Empfindung zu haben scheint.“¹⁰

Ausnahmen erleidet dieses „Gesetz von der Nichtempfindung der Gehirnarbeit“¹¹ nur in Psychosen. Wer wie Schreber (oder einige Jahre zuvor der wahnsinnige Arzt Gehrman¹²) exhaustiv¹³ beschreibt, daß und wie ein wahnsinniger Gott die Nervenleitungen seiner Sinnes- und Sprechorgane besetzt hält, ist um 1900 ein wissenschaftliches Wunder – ebenso vorhergesagt wie unverhofft. In Freuds Ohr „klingen“ die *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* „fast wie endopsychische Wahrnehmungen der Vorgänge, deren Annahme“ er selber „einem Verständnis der Paranoia zugrundegelegt“ hat.¹⁴ Und das ist, als Methode, eine notwendige Tautologie. Nur weil Schreber am eigenen Leib oder Hirn wahrnahm, was in der Psychoanalyse hypo-

thetisches Substrat am Theorierand bleiben muß, ist diese Theorie kein Wahn. Das befürchtete Schicksal Schrebers bleibt Freud erspart. Denn einen psychischen Apparat, der wie auch immer deliranten Anstaltsinsassen endopsychische Wahrnehmungen erlaubt, kann es nach den Standards härtester Naturwissenschaften nicht geben.

Stülpen Sie nur das eigene Gehirn um – und Psychoanalyse hat ihr ebenso unersetzliches wie unauffindbares Reale.

Schrebers Hirn ist das Beweisstück für Freuds Theorie. Hirn und Theorie passen zusammen wie Schloß und Schlüssel. Bleibt also nur die Frage, welcher Klemmner die beiden baute und justierte. Eine Frage, der Freud inständig ausweicht. Lieber läuft er Gefahr, einen Prozeß um wissenschaftliche Priorität gegen den brillanten Juristen Schreber zu verlieren. Denn falls Schreber und Freud zur endopsychischen Wahrnehmung des Apparats Seele nicht (wie es bei Erfindungen immer heißt) unabhängig voneinander gekommen sind, falls Wahn und Theorie also „aus der gleichen Quelle schöpfen“,¹⁵ ist es um den Beweiswert von Schrebers Hirn geschehen. Nach Winnicott hat die Psychoanalyse keinen Begriff von geistigem Eigentum: sie befördert ja nur Wissen aus Patientenmündern weiter. Falls aber schon diese Patienten oder Quellen in Nachrichtennetze verstrickt sind, werden die Dinge vollends geistlos. Dann hilft womöglich nur noch – nach dem Vorbild Daniel Paul Schrebers – eine Paranoia.

II

Das Hirn, das Schreber autobiographisch sezierete, ist weder vom Himmel gefallen noch ins Niemandsland. Es gehörte der Universitäts-Nervenklinik Leipzig und näherhin ihrem Direktor, Prof. Dr. med. Paul Emil Flechsig. Oder „Paul Höllenfürst“, wie Flechsigs Patient Schreber (unter Ausnutzung der Vornamensgleichheit) sehr treffend unterschrieb.¹⁶

Denn Flechsig – so formuliert es kein geringerer als Freud – führt Deutschlands Psychiatrie in „eine neue Epoche“.¹⁷ Womit er Schluß macht, ist ein Konzept von Wahnsinn, das die Dichter – und – Denker der Goethezeit mit ihren sämtlichen Irrenärzten vereinte. Möglichkeitsbedingung für Mignon und den Harfner, für Orest und Serapion war, daß ihre Störung die Sprache bewohnte. Deshalb führte Heinoth, Flechsigs einziger Vorgänger auf dem Leipziger Lehrstuhl, Geisteskrankheit auf moralische Vergehen zurück, die er mit „psychischen Kuren“ behandelte. Deshalb „gähnt“ aber auch zwischen ihm und Flechsig „eine Kluft, nicht minder tief und weit als die Kluft zwischen der Medizin des Mittelalters“ und der modernen.¹⁸ Für

psychische Kuren und moralische Vergehen, diese verbalen bzw. verbalisierbaren Akte, hat Flechsigs Antrittsvorlesung von 1882 nur noch Spott übrig. Ihrer eigenen Verbalität zum Trotz ignoriert sie Sprache, von Geist ganz zu schweigen. Flechsig, von Hause aus Anatom, kennt auch und gerade bei Psychosen nur Reales – hirnpfysiologisch umschriebene und beschriebene Lokalitäten. Weshalb er dem Wort „Geisteskrankheit“ stets das Wort „sogenannt“ beifügt und, weil es „keine selbständigen Erkrankungen der Seele ohne solche des Körpers gibt,“¹⁹ das korrekte Wort Nervenkrankheit bevorzugt. Weshalb auch Flechsigs Patient schon im Buchtitel *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* schreibt und am Buchende, in aller Juristengenaugigkeit, zwar „das Vorhandensein einer Geisteskrankheit im Sinne einer Nervenkrankheit nicht bestreitet“,²⁰ sehr wohl aber im Wortsinn aller Heinroth, Hoffbauer, Hegel.

Unter historischen Bedingungen, die Sprache und Geist auf Epiphänomene eines neuro-elektrischen Datenflusses reduzieren, müssen Deutschlands Universitäten umbauen. Neben die Vorlesungs- und Seminarräume treten Labors, neben die Seminarleiter die Institutsdirektoren.²¹ Genau das geschieht in Leipzig, wenn König Albert von Sachsen seiner Neuerwerbung Flechsig eine Psychiatrische und Nerven-klinik „mit allem modernen Beiwerk“ hinstellt.²² Das empfinden zwar letzte Überlebende des Deutschen Idealismus als „Angriff auf die Grundlagen von Staat und Religion“.²³ Aber wer ausgerechnet „vom Altar“ der Universitätskirche Leipzig „herab“ hirnpfysiologischen Materialismus predigt, kann allemal auf den Lohn „gewiegter Strategen“ oder Wissenspolitiker zählen.

Es gehört zu den autobiographischen Denkwürdigkeiten Flechsigs (und nicht Schrebers), wie er einst dem König jenen selbstentworfenen „Hirnplan“ zeigte, vor dem Flechsig auch auf seinem Festschriftphoto posiert. „Dem gewiegten Strategen fiel sofort die Ähnlichkeit der Gehirnbahnen mit einem Eisenbahnnetz auf, und trotz der Neuheit des Gegenstandes begriff er sofort die enorme Komplikation und die Schwierigkeit ihrer Entwirrung, zumal da ich bei der Erklärung darauf hinwies, daß die Gesamtlänge der aneinandergereihten Hirnfasern vermutlich den *Umfang* des Königreichs Sachsen erheblich übertreffe. Dies hat dem König so imponiert, daß er später an der Hoftafel mir über den Tisch herüber laut zurief: ‚Wieviel Kilometer messen die Hirnbahnen?‘“²⁴

• Eine Strategenfrage, die unter Bedingungen moderner Schnellfeuerwaffen zentral für die Gefechtsausbildung wird.²⁵ Aber auch die neue Nerven-klinik Leipzig tritt zu ihrer Lösung an – mit allen Mitteln und Apparaten, Dozenten und Irren. Flechsig forscht: über den Zusammenhang zwischen einzelnen Aphasien und einzelnen Hirnwindungen, über den Ortsunterschied zwischen Wahrnehmungszentren und Asso-

zationszentren, dem materialen Substrat von talking cures. Flechsig findet: die primäre Schstrahlung Flechsig, die Hörstrahlung Flechsig, die temporale Großhirnrinden-Brückenbahn Flechsig.²⁶ Und vor allem entdeckt Flechsig das materiale Substrat von Lacans Spiegelstadium: die Tatsache, daß Kleinkindern erst nach abgeschlossener Myelogenese ihrer Sinnesnervenbahnen „die einheitliche Wahrnehmung des Körpers ermöglicht“ wird.²⁷

Aber leider sind Universitätsnervenkliniken auch noch für Leute da. Eingelieferte Fälle haben wenig Sinn für die Kilometerlänge ihrer Hirnfasern. Und genau da beginnen Flechsigs Probleme – relative bei Diagnosen, absolute bei Therapien. Einerseits gilt sein eiserner Grundsatz, daß „die Analyse des kranken Menschengesistes tatsächlich in erster Linie ein physisches Problem ist“ und „jede Art Metaphysik hier einem Narkotikum“ gleichen würde.²⁸ Andererseits weiß der gewiegte Anatom, daß solche Hirnphysik „am Lebenden meist nur auf dem Wege mehr oder weniger zusammengesetzter Schlüsse“ möglich wird. Die „geschützte Lage des Gehirns bringt“ das einfach „mit sich“.²⁹ Flechsigs gesamte Psychiatrie drängt also auf einen diagnostischen Königsweg, der zugleich therapeutische Sackgasse ist: „die Erhebung des Leichenbefundes“.³⁰

Gesagt getan. 1884 und 1893 wird Daniel Paul Schreber, beim **erstenmal** als gescheiterter Reichstagskandidat, beim **zweitenmal** als neuernannter Senatspräsident am Oberlandesgericht Dresden, bei Flechsig eingeliefert. Sein einfacher Wunsch ist Schlaf bzw. (in Schrebers großartigem Bürokratendeutsch) das Menschenrecht auf „Nichtsdenkungsgedanken“.³¹ Die erste Krankengeschichte verzeichnet denn auch Schlafmittelmißbrauch und „große Hypochondrie“³² – begreiflich in einem Fall, der um die **Möglichkeitsbedingung** staatstragender Diskurse vergebens kandidiert hat. Die Krankengeschichten des Senatspräsidenten a. D. verzeichnen dagegen Halluzinationen und eine manifeste *Paranoia*. Immer wieder schreibt Schreber seine Ärzte an: „Wenn Sie mich umbringen wollen, tun Sie es gleich“.³³ Woraufhin Flechsig ihn „für sich und andere gefährlich“ nennt³⁴ und einen Offenen Brief, den Schreber seinen *Denkwürdikeiten* vorangestellt hat, lieber unbeantwortet läßt. Dieser Brief ist schlicht die Anfrage, ob der „Hochverehrte Herr Geh. Rat“ seinen Patienten womöglich gar nicht therapiert habe, sondern „zum Versuchsobjekte für wissenschaftliche Experimente gemacht“.³⁵ Der Verfolgungswahn, im Einklang mit allen programmatischen Erklärungen Flechsigs, behauptet also, daß der Verfolgungswahn ein Effekt von Wissenspolitik ist: Ein Psychiater, der die Nerven seines Patienten experimentell verfolgt, begeht in diesem genauen Sinn „Seelenmord“.³⁶

Ärztliches Vorgehen und ärztliche Diagnose fallen zusammen. Irre geraten immer

auf die modernsten Prüfstände und registrieren deshalb den Stand der Datenverarbeitung in historischer Präzision. Auch wenn Flechsig seinem Patienten nicht dreimal täglich 0,3 Gramm Opium verabreicht hätte, muß eine neurologische Experimentalpsychiatrie Hypochondrien bis zum Verfolgungswahn steigern. Und auch wenn Schrebers Spezialgebiet nicht Fragen juristischer Zurechnungsfähigkeit wären, muß Sachsens zweithöchster Richter schon als solcher in der Leipziger Klinik „einem Angriff auf die Grundlagen von Staat und Religion“ zum Opfer fallen. In dieser Klinik haben Zurechnungsfähigkeit und Sprachkompetenz, Moral und Geist ausgespielt. Richter herrschen mit den Urteilen, die sie sprechen, Psychiater seit Flechsig mit den Nerven, die sie sezieren. In Umkehrung aller Beamten- und Sprachaktmoral wäre ihre Devise: *How to do things without words*.

Schreber ist luzide genug, um diese Machtergreifung und d. h. seine Ohnmacht zu erkennen. Der Letzte aus einem großen Beamtenengeschlecht erfährt es und schreibt es, an welchem Nachteil die Schrebers neuerdings laborieren: „Die Wahl von Berufen, die, wie derjenige eines Nervenarztes, in nähere Beziehung zu Gott führen konnten“, bleibt Ihnen „versagt“.³⁷ Also versucht sich ein Senatspräsident a. D. wenigstens als nervenärztlicher Dilettant. Die *Denkwürdigkeiten* liefern Nachträge zu Kraepelins *Psychiatrie* und sind überhaupt in der Absicht geschrieben, noch zu Lebzeiten Beobachtungen an Schrebers Körper zu ermöglichen. Andernfalls und „äußerstenfalls“ nämlich bliebe nur die Hoffnung, „daß dermaleinst durch Sektion meiner Leiche beweiskräftige Besonderheiten meines Nervensystems werden konstatiert werden können, sofern deren Feststellung am lebenden Körper, wie mir gesagt worden ist, ungewöhnlichen Schwierigkeiten unterliegen oder ganz unmöglich sein sollte.“³⁸

Das ist nicht nur prophetisch (weil Schrebers Leiche 1911 tatsächlich seziiert werden wird³⁹). Es ist auch Klartext. Obwohl der Name des Informanten nicht fällt, kann über den Nachrichtenfluß kein Zweifel bestehen: Flechsig war es, der angesichts ungewöhnlicher Schwierigkeiten mit lebenden Hirnen (in einer Zeit ohne EEG) die Erhebung des Leichenbefundes zum psychiatrischen Königsweg erklärte. Flechsig mit seiner „hervorragenden Beredsamkeit“ war es, der über „Fortschritte“ der Psychosenbehandlung mit Schreber „längere Unterredungen“ führte.⁴⁰ Dem Adressaten solcher Privatvorlesungen bleibt also nur übrig, der eigenen Sektion zuzuvorkommen. Schreber schreibt, damit Flechsig ein Nervensystem ausnahmsweise schon zu Lebzeiten untersuchen kann. Psychotiker sind das Subjekt selber von Wissenschaft und ihre Texte der präventive Scelenmord. Es gibt die *Denkwürdigkeiten* – was selbst Roberto Calasso in seiner bewundernswerten Human science fiction über

Flechsigt/Schreber/Freud überlesen hat – an der genauen Stelle eines Mordes, einer Leiche. Das Korpus Text supplementiert einen Körper und d. h. ein Reales, das nach Freud „„unerkennbar““ und nach Flechsigt/Schreber „ganz unmöglich“ ist.

Daß es die *Denkwürdigkeiten* gibt und was es in ihnen gibt – alles folgt aus dieser „Machtfrage“. ⁴¹ Schrebers sogenannte Wahnvorstellungen, statt zur Freude Freuds endopsychische Wahrnehmungen eines Unbewußten zu geben, wiederholen einfach den psychiatrischen Diskurs. Sie dilettieren in Wissenschaftssprache, ⁴² um nicht ins Wissenschaftsmesser zu laufen. Nichts anderes besagt die denkwürdigste und grundlegendste aller Denkwürdigkeiten, das Theorem von einem Verfolgergott.

„Das in dem vorstehenden entwickelte Bild von der Natur Gottes [...] weicht in manchen Beziehungen nicht unerheblich von den christlichen Religionsvorstellungen [...] ab. Gleichwohl scheint mir ein Vergleich zwischen beiden nur zugunsten des ersteren ausfallen zu können. Eine *Allwissenheit* und *Allgegenwart* Gottes in dem Sinne, daß Gott *beständig* in das Innere jedes einzelnen lebenden Menschen hereinsah, jede Gefühlsregung seiner Nerven wahrnahm, also in jedem gegebenen Zeitpunkt ‚Herz und Nieren prüfte‘, gab es allerdings nicht. Allein dessen bedurfte es auch nicht, weil nach dem Tode die Nerven der Menschen mit allen Eindrücken, die sie während des Lebens empfangen hatten, offen vor Gottes Auge dalagen.“ ⁴³

Ein Gottesbild, scharf wie sonst nur noch Flechsigs Festschriftphoto. Alles (auch der Angriff auf die Religion) läuft nach Maßgabe der Universitätskirchenrede *Gehirn und Seele*. „Gott Flechsigt“ ⁴⁴ überwacht eben nicht mehr, wie Psychologen der Goethezeit, Gefühlsregungen von Lebenden; er wartet als guter Neurologe den Leichenbefund ab. Und das kann er tun, weil Alltagssprache, auf die Heinroth ja diagnostisch wie therapeutisch angewiesen war, durch Nervensprache abgelöst ist. Alle Daten, die der Arzt von eingelieferten Fällen braucht, stehen als lokalisierte Engramme im Hirn und sind abrufbar noch nach dem Exitus. Der Leichenbefund ermöglicht einmal mehr jene „Erkenntnisse gesetzmäßiger Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Geistesstörungen und Hirnanomalien“, ⁴⁵ die Flechsigt schon 1882, zwanzig Jahre vor Schreber postuliert. ⁴⁶

Genau diese „Nervensprache“ ⁴⁷ (übrigens den *Denkwürdigkeiten* zufolge einer ihrer vielen „Ausdrücke insbesondere medizinischer Natur“, auf die Schreber „nie von selbst gekommen sein würde“ ⁴⁸) ist in schöner Folgerichtigkeit auch der Nachrichtenkanal zwischen Neurologengott und paranoischem Opfer. Schreber leidet an Stimmen, „deren sich“ – streng nach Hirth – „der gesunde Mensch in der Regel nicht bewußt wird.“ „Von außenher und zwar unaufhörlich“ „veranlaßt“ Gott Schrebers „Nerven, sich in diejenigen Schwingungen zu versetzen, welche dem Gebrauch der betreffenden Worte

entsprechen, die eigentlichen Sprachwerkzeuge (Lippe, Zunge, Zähne usw.) werden dabei entweder gar nicht oder nur zufällig in Bewegung gesetzt“.⁴⁹ Das ist eine denkbar genaue Definition – nicht etwa halluzinierter Stimmen, sondern jener Innervationsabläufe, auf die alle Aphasieforscher von Broca bis Flechsig den Diskurs zurückführen und Saussure auch eine Linguistik begründen wird.⁵⁰ Schreiber, als sei er selber ein Aphasieforscher von Flechsigs Größe, beschreibt Effekte der Nervensprache, wo zwar „eine natürliche Empfänglichkeit für den Gleichklang“ von Lauten erhalten bleibt, der „Sinn“ der gesprochenen und nachgesprochenen Wörter dagegen unverständlich wird.⁵¹

Die Frage ist nur, wie Flechsig es schafft, die Sprachteilzentren in Schreibers Hirn aus seiner göttlichen Ferne, von Kassiopeia oder Orion her anzusteuern. Aber wer seinem König erklärt hat, daß „die Gesamtlänge der aneinandergereihten Hirnfasern“ an Umfang das Königreich Sachsen übertrifft, braucht sich nicht zu wundern, wenn die Nervensprache selber seinem Patienten ihr Betriebsgeheimnis verrät. Schreibers Nerven ist es eben gelungen, die von Flechsig so genannte „Schwierigkeit ihrer Entwirrung“ zu meistern. Sie liegen nicht mehr als Knäuel im Gehirn, sondern überbrücken durch Aneinanderreihung die Millionen Kilometer zwischen Gottes und Schreibers Körper, um Datenfluß in beiden Richtungen zu ermöglichen. Solche Nerven sind die Antwort auf König Alberts Strategenfrage und ganz wie ‚primäre Sehstrahlung Flechsig‘ oder ‚Hörstrahlung Flechsig‘ berechtigt, den Ehrentitel „Strahlen“ zu tragen.⁵² Während Albert das Nachrichtennetz Gehirn lediglich in Flechsigs Nachbau besichtigen konnte, darf Schreibers „geistiges Auge“ zur endopsychischen Wahrnehmung schreiten und Nerven „sehen“, wie sie „als langgezogene Fäden von irgendwelchen, über alle Maßen entlegenen Orten am Horizonte nach meinem Kopfe herüberkommen.“⁵³

Ein Gott im Besitz solcher Kabel kann schon verrückt machen. Um das zu erreichen, braucht er nur Schreibers altmodischen Beamten glauben an geistiges Eigentum auszutreiben. Immer wenn der Patient (etwa beim Zeitunglesen oder Klavierspielen) einen eigenen Gedanken zu haben meint, wird durch Nervenmessung und Nervenspeicher festgestellt, wie dagewesen der Gedanke war. Und wenn auch das noch nicht hilft, wird Gott zum Störsender. Er speist in Schreibers Nervensystem reinen Blödsinn ein, den der angebliche Herr seiner Rede dann „als“ „eigenen Gedanken lauten Ausdruck geben soll“.⁴⁵

Der Wahnsinn ist also technologisch und Gott, sehr anders als bei den Christen, ein Gott von Nachrichtenkanälen, wie erst Marconi oder Siemens sie gebaut haben. Da „vermutlich eine ähnliche Erscheinung wie beim Telephonieren vorliegt“,⁵⁵ haben mit dem geistigen Eigentum auch Wörter und Bücher, Predigten und Bibeln aus-

gedient. Selbst Urteile sind nicht mehr zuständig, von Oberlandesgerichten so wenig wie von Jüngsten. Was läuft, ist das Reale des laufenden Jahrhunderts: elektrischer Datenfluß. 80 Jahre vor den Pink Floyd könnte Daniel Paul Schreber seinen unbekanntem Gott oder Ingenieur anrufen: "And if I go insane, please, don't put your wires into my brain."

III

Weil Psychotiker Sozialleistungen verwalten, die mit Sprache zusammenhängen, treffen symbolische Diskordanzen, dieses Kennzeichen komplexer Zivilisationsstufen, sie am härtesten. Über die Zerreißprobe zwischen Beamtensprache und Nervensprache, Zurechnungsfähigkeiten und Leichenbefunden braucht nichts mehr gesagt zu werden. Eine Kultur, die in Snows Worten aus zwei Kulturen besteht, hat den Effekt, daß die eine der anderen notwendig Wahnsinn heißt.

Davon schweigt die Psychoanalyse. Mit keinem Wort erwähnt Freud, daß Schrebers delirante Nervensprache die Nervenforschersprache seines Arztes ist.⁵⁶ Wer Flechsig zum Helden neuer Psychiatrieepochen ausruft und seinerseits vom großen Flechsig als Aphasieforscher gelobt wird,⁵⁷ kann das nicht merken. Aber offenbar braucht die Stiftung neuer Wissenschaften erstens Seilschaften⁵⁸ und zweitens Opfer. Iatrogene Psychosen machen es ratsam, Schrebers Verfolgung durch Flechsig umzudeuten in seine verdrängte Homosexualität. Die zahllosen Seiten der *Denkwürdigkeiten*, die über und an Flechsig gehen, sind dann nur noch Metaphern der einen kurzen Textpassage,⁵⁹ die über den leiblichen Vater geht. So kommt es schon bei Freud zu jener heute unübersehbaren Schreberliteratur, die an den sicherlich rabiaten Erziehungsmethoden des Alten alle Leiden des Sohns festmacht und in flüchtig erwähnten Orthopädiegeräten, die Schreber senior erfunden hat, „den wirklichen Hintergrund“ eines Gottes sieht, „der den Menschen nur als *Leiche* kennt“.⁶⁰

So kommt es aber auch, daß Flechsigs Leichenöffnungen heute so vergessen wie allgegenwärtig sind. Urvater Schreber und die zwei Brüder Schreber und Freud, in narzißtrische Rivalität um geistiges Eigentum verstrickt – das ist Freuds Ersatzbildung für Wissenspolitik. Daß alles geistige Eigentum an einer Nerventheorie, die ihrerseits die Libidotheorie vorwegnimmt, Prof. Dr. Flechsig zusteht, bleibt erfolgreich verdrängt. Lieber glaubt Freud an die endopsychische Wahrnehmung von Hirnfasern, als sie im Delirium professoraler Festschriftphotos wiederzufinden. Das unerkannte Reale am Theorierand von Psychoanalyse ist Nachrichtenfluß. Schreber und Freud – beide setzen sie einen Diskurs fort, der Diskurse selber mit Überflüssigkeit bedroht. Das macht den Wahn des einen so paradox wie die Theorie des anderen und beide von so „auffälliger Ähnlichkeit“.

Es ist das Heroische an der Psychoanalyse, daß sie am Wort festhält – zu einer Zeit, wo die Biotechniken eines Flechsig oder auch die Medientechniken eines Edison alle Macht des Wortes aushöhlen.⁶¹ Freud dagegen schreibt, was in talking cures zu Wort gekommen ist. Keine Wissenschaft verfährt wörtlicher als Psychoanalyse.

Es ist das Heroische an Schreber, daß er *Denkwürdigkeiten* schreibt, auch wenn ein Neurologengott ihm alles Denken auszutreiben sucht. Mögen Flechsigs Experimente oder „Wunder“ sämtliche „Nerven aus dem Kopfe [Schreibers] herausziehen“,⁶² ein Schriftsteller macht weiter. „Denn dem schriftlichen Gedankenausdruck gegenüber erweisen sich alle Wunder machtlos.“⁶³

¹ Vgl. MICHEL FOUCAULT: *Der Wahnsinn, das abwesende Werk*. In: *Schriften zur Literatur*, München 1974, 119.

² JACQUES LACAN: *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse*. In: *Schriften*, hg. Norbert Haas, Olten 1973 ff., Bd. 1, 121. Die Übersetzung ist korrigiert und versucht, eine syntaktische Komplexität wiederzugeben, die Definitionen von Wahnsinn machen, wenn sie auch den Definierenden einschließen.

³ DANIEL PAUL SCHREBER: *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken*. Neudruck, hg. Samuel Weber, Berlin 1973, 61.

⁴ SIGMUND FREUD: *Bruchstück einer Hysterie-Analyse*. *Gesammelte Werke*, chronologisch geordnet, London-Frankfurt/M. 1946–68, Bd. V, 171, Anm. 1.

⁵ Vgl. LACAN: *Le séminaire, livre III: Les psychoses*, Paris 1981, 124.

⁶ FREUD: *Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides)*. GW, Bd. VIII, 315.

⁷ Vgl. dazu JENS SCHREIBER: *Strahlenerkebr*. In: *ZETA 02. Mit Lacan*, hg. Dieter Hombach, Berlin 1982, 155.

⁸ FREUD: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. GW, Bd. XI, 9.

⁹ FREUD: *Abriss der Psychoanalyse*. GW., Bd. XVII, 126 f.

¹⁰ GEORG HIRTH: *Die Lokalisationstheorie angewandt auf psychologische Probleme. Beispiel: Warum sind wir ‚zerstreut‘?* 2. Aufl. München 1895, 33.

¹¹ HIRTH: *Lokalisationstheorie*, S. XII.

¹² Vgl. CARL GEHRMANN: *Körper, Gehirn, Seele, Gott. Vier Theile in drei Bänden*, Berlin 1893. (Schon dieser Titel erlaubt Rückschlüsse auf einige tausend Seiten.)

¹³ Vgl. dazu LACAN: *L'étourdit*. *Scilicet*, 4 (1973), 16.

¹⁴ FREUD: *Bemerkungen*, 315.

¹⁵ FREUD: *Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“*. GW, Bd. VII, 120. So formuliert Freud das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Schriftstellern, die laut Theorie (wie Schreber auch) die Gesetze des Unbewußten aus endopsychischer Wahrnehmung haben.

¹⁶ Juni 1895, zitiert in FRANZ BAUMEYER: *Der Fall Schreber*. *Psyche*, 9 (1955/56), 517.

- ¹⁷ FREUD: *Charcot*. GW, Bd. I, 25.
- ¹⁸ FLECHSIG: *Die körperlichen Grundlagen der Geistesstörungen*. Vortrag gehalten beim Antritt des Lehramts an der Universität Leipzig am 4. März 1882, Leipzig 1882, 3.
- ¹⁹ FLECHSIG: *Grundlagen*, 21.
- ²⁰ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 394. Vgl. auch 71 und 281.
- ²¹ Vgl. dazu CHARLES E. McCLELLAND: *State, society, and university in Germany 1700–1914*, Cambridge 1980, 212–223.
- ²² FLECHSIG: *Meine myelogenetische Hirnlebre mit biographischer Einleitung*. Berlin 1927, 26 f.
- ²³ FLECHSIG: *Hirnlebre*, 41.
- ²⁴ FLECHSIG: *Hirnlebre*, 41.
- ²⁵ Vgl. etwa GEORG HIRTH: *Aufgaben der Kunstphysiologie*, 2. Aufl. München 1897, 264 f.
- ²⁶ FLECHSIG: *Hirnlebre*, 20 f.
- ²⁷ FLECHSIG: *Über die Associationscentren des menschlichen Gehirns*. Mit anatomischen Demonstrationen. In: *Dritter Internationaler Congress für Psychologie in München vom 4. bis 7. August 1896*, München 1897, 57. Dazu vgl. man Lacans früheste Formulierung von Spiegelstadium und corps morcelé (*Schriften*, Bd. III, 49–51).
- ²⁸ FLECHSIG: *Die Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit*. Rede, gehalten zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen am 23. April 1896, Leipzig 1896, 18.
- ²⁹ FLECHSIG: *Grundlagen*, 9.
- ³⁰ FLECHSIG: *Grundlagen*, 11.
- ³¹ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 202.
- ³² Flechsig (?), zitiert in BAUMEYER: *Fall*, 514.
- ³³ Zitiert in BAUMEYER: *Fall*, 521.
- ³⁴ Zitiert in BAUMEYER: *Fall*, 516.
- ³⁵ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 65.
- ³⁶ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 65 u. ö. Derselbe Terminus definiert übrigens in Ellen Keys gleichzeitigem *Jahrhundert des Kindes* das Wirken der Schule auf Schüler.
- ³⁷ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 86. Vgl. dazu (und überhaupt) ROBERTO CALASSO: *Die geheime Geschichte des Senatspräsidenten Dr. Daniel Paul Schreber*, Frankfurt/M. 1980, 20.
- ³⁸ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 354 f.
- ³⁹ Vgl. BAUMEYER: *Fall*, 522, über dieses „sehr ausführliche Sektionsprotokoll“, das übrigens keine der von Schreber befürchteten oder erhofften Nerven transformationen fand.
- ⁴⁰ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 97.
- ⁴¹ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 114.
- ⁴² Auf diese Tatsache stößt immer wieder Lacan im Psychosen-Seminar. Zum Thema Nervensprache: «Il s'agit là d'une théorie extrêmement élaborée, dont la position ne serait pas malaisée à rencontrer, ne serait-ce qu'à titre d'étape de la discussion, dans des ouvrages scientifiques reçus.» (79) Zum Thema Halluzinationen: «Non seulement [Schreber] est en somme un bon témoin, mais il ne commet pas d'abus théologiques. Il est en plus bien informé, je dirais même qu'il est bon psychiatre classique.» (141) Der gute klassische Psychiater, dem Schreber jedes Wort nachspricht, muß also nur noch beim Namen genannt werden. Lacan – trotz seiner Einsichten, daß Flechsig im Zentrum des Wahns steht (35) und daß Wissenschaftssprache die moderne Form von Unterwerfung ist (*Schriften*, Bd. I, 123) – tat es nicht.
- ⁴³ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 82.
- ⁴⁴ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 133. Diese und viele andere Stellen machen unzweideutig klar, daß alle Attribute von Schreibers Gott zu Beginn der Internierungszeit Attribute von Schreibers erstem Psychiater waren.

- ⁴⁵ FLECHSIG: *Grundlagen*, 11.
- ⁴⁶ Daß Griesinger diese Abhängigkeit wiederum zwanzig Jahre vor Flechsig postuliert hat, hieß bekanntlich um 1850 noch nicht, sie auch anatomisch und physiologisch nachweisen zu können.
- ⁴⁷ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 103 f.
- ⁴⁸ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 76, Anm. 6. Ein unzweideutiger und dennoch überlesener Hinweis auf Flechsigs längere Unterredungen als Quelle von Schrebers neuem Wissen.
- ⁴⁹ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 103.
- ⁵⁰ Saussures «image acoustique» entspricht schlechthin genau dem Inhalt jenes akustischen Sprachteilzentrums, das seit Wernicke hirnphysiologisch lokalisiert wurde.
- ⁵¹ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 235. Vgl. dazu FLECHSIG: *Gehirn und Seele*. Rede, gehalten am 31. October 1894 in der Universitätskirche zu Leipzig, Leipzig 1896, 43 f. (über sensorische Aphasie), sowie LACAN: *Le séminaire, livre III*, 249 (über Schreber und Wernickes Aphasie).
- ⁵² SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 72. Daß Schrebers Strahlen und Flechsigs Strahlungen beide Nerven sind, erledigt Schatzmans Hypothese, das Wort habe denselben konventionell religiösen Sinn wie in den Schriften von Schreber senior. (MORTON SCHATZMAN: *Die Angst vor dem Vater. Langzeitwirkung einer Erziehungsmethode. Eine Analyse am Fall Schreber*, Reinbek 1974, 122).
- ⁵³ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 319.
- ⁵⁴ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 172.
- ⁵⁵ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 322, vgl. auch 161, Anm. 58 (über Lichttelegraphie).
- ⁵⁶ Eine Einsicht von OCTAVE MANNONI: *Schreber als Schreiber*. In: *Clefs pour l'Imaginaire ou l'Autre Scène*. Paris 1969, 91.
- ⁵⁷ FLECHSIG: *Gehirn und Seele*, 45–47.
- ⁵⁸ Über diese Konnivenz zwischen Flechsig und Freud vgl. CALASSO: *Geheime Geschichte*, 22 f.
- ⁵⁹ Vgl. LACAN: *Le séminaire, livre III*, 320.
- ⁶⁰ Samuel M. Weber. In: SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 490.
- ⁶¹ Das nannte Foucault bekanntlich (im Blick auf nationalsozialistische Biotechniken) „die politische Ehre der Psychoanalyse“. (*Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1.: *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt/M. 1977, 179.
- ⁶² SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 191.
- ⁶³ SCHREBER: *Denkwürdigkeiten*, 410. Daraus folgt für Schreber zwingend, daß „jedes“ in seiner Eigenschaft als Schreiber und „Richter“ gefällte „Urteil“ „den geistig vollkommen klaren Menschen erkennen lasse“. Was sein Urteil über Flechsig angeht, ist die Behauptung hiermit verifiziert.



Natur, Mensch, Geschichte, Sprache bleiben für die ... Wissenschaften das innerhalb ihrer Gegenständigkeit schon waltende Unumgängliche, worauf sie jeweils angewiesen sind, was sie jedoch in seiner Wesensfülle durch ihr Vorstellen nie umstellen können. Dieses Unvermögen der Wissenschaften gründet nicht darin, daß ihr nachstellendes Sicherstellen nie zu Ende kommt, sondern darin, daß im Prinzip die Gegenständigkeit, in die sich jeweils Natur, Mensch, Geschichte, Sprache herausstellen, selbst nur immer *eine Art* des Anwesens bleibt, in der das genannte Anwesende zwar erscheinen kann, aber niemals unbedingt erscheinen muß ... Das in den Wissenschaften jeweils Unumgängliche: die Natur, der Mensch, die Geschichte, die Sprache ist *als* dieses Unumgängliche für die Wissenschaften und durch sie unzugänglich.

Martin Heidegger

Die moderne Logik ... stellt ohne Zweifel die zwingende Konsequenz eines Versuchs dar, das Subjekt der Wissenschaft zu nähern, und das letzte Theorem von Gödel beweist, daß ihr das nicht gelingt – was bedeutet, daß besagtes Subjekt das Korrelat der Wissenschaft bleibt, aber ein *antinomisches Korrelat*, weil sich nämlich die Wissenschaft durch den ausweglosen Versuch, es zu nähern, definiert erweist.

Jacques Lacan

Die Haltung, die aus griechischer Tradition die theoretische genannt wird, scheint heute von jener Welteinstellung beherrscht zu werden, die da Wissenschaft heißt.

Indessen wird nicht eigentlich gewußt, was das sei: Wissenschaft; und es ist fraglich, ob es sich überhaupt wissen läßt – die Antwort müßte denn kommen von dort, wo sie aussteht: von der Wissenschaft.

Ebensowenig wie über ihr Wesen gibt sie Auskunft über ihre Ursprünge: eher schon ist sie deren währende Auslöschung.

Werden, wie vielfach geübt, die Anfänge dessen, was gegenwärtig als Wissenschaft bezeichnet wird, auf die europäische Renaissance datiert, so bliebe zu entdecken, wodurch sich die neuzeitliche Theorie des Wirklichen von der antiken Episteme unterscheidet. Zu lichten aber wäre insbesondere die Verdunkelung der Epoche, in der sich diese Transformation gebahnt hat: das Mittelalter, über dessen sogenannten „Nominalismusstreit“ kaum mehr als Konfusion herrscht. Nicht länger vernachlässigt

werden dürfte zudem die Erforschung des Einflusses nichtchristlicher und außer-europäischer Erkenntnistraditionen wie der asiatischen, der arabischen und der jüdischen.

Von raren Anstößen abgesehen, wie sie ausgegangen sind von der Wissenssoziologie, von den Arbeiten Althusser's, Serres', Kuhns und Feyerabends, existiert keine Theorie der Wissensproduktion, die Einbildungskraft und Einfall berücksichtigte und ihre Einspannung in die Zwingen der Maschinerie offenlegte, die die industrielle Technik darstellt.

Wissenschaft ist. Doch ihre Dominanz ist weniger vollkommen als gemeinhin und von ihr selbst unterstellt.

Es gab je und gibt theoretische Diskurse und Haltungen, die nicht wissenschaftlich sind, nicht vor der Wissenschaft aufgeben und sich nicht von ihr resorbieren lassen. Solche Diskurse laufen der Wissenschaft immer wieder entgegen – wenn nicht zuwider. Das heißt, sie nehmen sie sehr wohl zur Kenntnis und beziehen sich auf sie – und nicht nur „kritisch“ –; aber sie geben sich nicht mit ihr zufrieden und lassen sich nicht auf sie reduzieren.

Insofern Wissenschaft die immanente Tendenz hat, total, wo nicht totalitär zu werden – was vielleicht das in Todestechnik umschlagende theologische Rezidiv ist in ihr – und die Gefahren dessen in diesem Jahrhundert so spürbar geworden sind wie nie zuvor, bedürfen dergleichen Diskurse eines Artikulationsraumes, in dem sie ihre nicht minder tendenzielle Randständigkeit entfalten können.

Dies umso mehr, als die Wissenschaft selbst sich bisweilen von Erscheinungen affiziert zeigt, die – wie etwa Fiktion und Paradoxie – in jenen zwar nicht unwissenschaftlichen, jedenfalls aber nicht wissenschaftlichen Diskursen seit je gekannt, gehandhabt und verwendet werden.

Der Titel der Buchreihe, *die quere*, verweist auf die Geste, die Haltung, mit der sie sich auf das bezieht, was gegenwärtig mit dem Anspruch universaler Geltung als Wissenschaft auftritt.

Man kann diese Haltung querköpfig nennen; denn die Buchreihe gibt Autoren und Titeln eine Chance, die sich querlegen oder -stellen, die querschließen und der Wissenschaft in die Quere kommen.

Um das Gebiet der Wissenschaft durchqueren und querschreiben zu können, setzt die Reihe an entscheidenden Punkten ihrer Geschichte Querschnitte, die zu sehen erlauben, wie und warum es in der Wissenschaft zu Querelen kommt, und daß in ihr, allem von ihr selbst produzierten Anschein zum Trotz, nicht selten etwas quergeht.

Damit voreiligen Schlüssen gewehrt sei: *die quere* redet keinem „Irrationalismus“ das Wort – dazu sind, recht besehen, der **Mirakel** und **Miragen** der **Ratio** zu viele. Allerdings bestreitet sie – wenn's sein muß: querulantisch –, daß **Wissenschaft** das einzige theoretische Verhältnis zur Welt sei und daß alles Denken ganz in **Wissenschaft** aufgehen müsse.

Von daher hält sich *die quere* auch offen für „Fiktionales“, beispielsweise für **das** eine oder andere Stück „Literatur“, soweit dieses sich „theoretisch“ lesen läßt. Ihre **Aufmerksamkeit** gilt gleichsam Querschlägern zwischen den **Textgenres**: quertreibenden Schriften, theoretisch literarischen Querpässen.

Daß das Querlaufen der Buchreihe im Verhältnis zur Wissenschaft nicht gleichzusetzen ist mit „Antiwissenschaftlichkeit“ bekundet sich unter anderem darin, daß einen ihrer programmatischen Schwerpunkte die **Psychoanalyse** bildet. Der diesem Diskurs eigene Erkenntnismodus kann für das, was der Titel *die quere* ansagt, als modellhaft und paradigmatisch gelten. Das Werk **Freuds** belegt ebenso wie das **Lacans**, daß die **Psychoanalyse** nur im Umfeld der Wissenschaften und in ständiger Auseinandersetzung mit ihnen hat entstehen und sich entwickeln können. So macht **die** Analyse Gebrauch von avancierten wissenschaftlichen Positionen; doch wahrt sie stets Distanz zu ihnen, geht mitunter beinah spielerisch mit ihnen um und nimmt sich die Freiheit, sie – unter Umständen: mythisch – zu reinterpreten. **Psychoanalyse** ist nicht Wissenschaft; sie konstituiert sich jedoch, verquer genug, **am Ort** der Einschnürung, mit der die **Wissenschaft** das **Subjekt** ausschließt.

SATZUNG DER SIGMUND-FREUD-SCHULE BERLIN
BESCHLOSSEN AM 19. MÄRZ 1983 IN MAGDEN

SOPRAPORTE

Wir wollen hier nur einen Ausblick geben auf die Urteile, die uns in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung unsere Erfahrung erlaubt. Die herausragende Rolle der Aggressivität in unserer Kultur wäre bereits hinreichend angezeigt durch die Tatsache, daß diese in der Durchschnittsmoral gewöhnlich mit der Tugend der Kraft gleichgesetzt wird. Sehr richtig aufgefaßt als bezeichnend für eine Entwicklung des Ichs, gilt sie für unverzichtbar im gesellschaftlichen Brauch und für so allgemein in die Sitten aufgenommen, daß man, will man die kulturelle Besonderheit dieses Umstands ermessen, sich vom Sinn und von den Wirkeigenschaften einer Praxis wie der des *Yang* in der öffentlichen und privaten Moral der Chinesen durchdringen lassen muß.

Wäre es nicht überflüssig, ließe sich die hohe Geltung der Idee des Kampfes um das Leben hinreichend bezeugen durch den Erfolg einer Theorie, die unser Denken eine allein in der Eroberung des Raums durch das Tier begründete Selektion als gültige Erklärung für die Entwicklungen des Lebens hat annehmen lassen können. Überdies scheint der Erfolg Darwins darin begründet, daß er die Beutezüge der Viktorianischen Gesellschaft und die wirtschaftliche Euphorie, die in ihren Augen die von ihr im Weltmaßstab eingeleitete Verwüstung sanktionierte, projiziert, daß er sie rechtfertigt durch das Bild eines Laissez-faire der stärksten Fresser in der Konkurrenz um ihre natürliche Beute.

Vor ihm jedoch hatte ein Hegel ein für allemal die Theorie der eigentlichen Funktion der Aggressivität in der menschlichen Ontologie geliefert, voraussagend, wie es scheint, das eiserne Gesetz unserer Zeit. Es ist aus dem Konflikt von Herr und Knecht, daß er allen subjektiven und objektiven Fortschritt unserer Geschichte ableitet, indem er aus diesen Krisen die Synthesen hervorgehen läßt, die repräsentiert sind in den höchsten Formen des Status der Person im Okzident, vom Stoiker bis zum Christen und bis hin zum künftigen Bürger des Universalstaats.

Hier gilt das natürliche Individuum für nichts, denn das menschliche Subjekt ist in der Tat nichts vor dem absoluten Herrn, der ihm gegeben ist im Tod. Die Befriedigung des menschlichen Begehrens ist allein möglich vermittelt durch das Begehren und die Arbeit des anderen. Wenn im Konflikt von Herr und Knecht die Anerkennung des Menschen durch den Menschen im Spiel ist, so erfolgt diese auch über eine radikale Negation der natürlichen Werte, sei's daß sie sich ausdrückt in der sterilen Tyrannei des Herrn, sei's in der fruchtbaren der Arbeit.

Man kennt die Armatur, die diese profunde Lehre dem konstruktiven Spartanertum des Sklaven gegeben hat, welcher durch die Barbarei des Darwinischen Jahrhunderts wiedererschaffen wurde.

Die Relativierung unserer Gesellschaftslehre durch die wissenschaftliche Sammlung jener Kulturformen, die wir in der Welt zerstören, und auch die Analysen, die wirklich psychoanalytische Züge tragen, wo die Weisheit eines Platon uns die Dialektik weist, die den Leidenschaften der Seele und des Gemeinwesens gleichermaßen eigen ist, können uns über den Grund dieser Barbarei aufklären. Es ist, um es in dem Jargon zu sagen, der unserem Zugang zu den subjektiven Bedürfnissen des Menschen entspricht, das zunehmende Fehlen all jener Sättigungen des *Überichs* und des *Ichideals*, die realisiert sind in allen Arten von organischen Formen der traditionellen Gesellschaften, Formen, die von den Riten alltäglicher Intimität bis zu den periodischen Festen reichen, in denen sich die Gemeinschaft manifestiert. Wir kennen diese nur noch unter den heruntergekommensten Erscheinungsbildern. Mehr noch, da sie die kosmische Polarität der Prinzipien männlich und weiblich abschafft, bekommt es unsere Gesellschaft mit allen psychologischen Inzidenzen zu tun, die dem modernen Phänomen des sogenannten *Kampfs der Geschlechter* eigen sind. Unermessene Gemeinschaft, an der Grenze zwischen der „demokratischen“ Anarchie der Leidenschaften und deren verzweifelter Nivellierung durch die „große geflügelte Hornisse“ der narzißtischen Tyrannei – es ist klar, daß das Vorrücken des *Ichs* in unserer Existenz, konform zur utilitaristischen Auffassung des Menschen, die ihm sekundiert, darauf hinausläuft, immer weiter den Menschen als Individuum zu realisieren, das heißt in einer Isolierung der Seele, die deren ursprünglicher Verlassenheit immer verwandter wird.

Korrelativ, scheint es, wir wollen sagen aus Gründen, deren historische Kontingenz auf *einer* Notwendigkeit beruht, wie sie bestimmte unserer Betrachtungen wahrzunehmen erlauben, sind wir in ein technisches Unternehmen im Ausmaß der Gattung verwickelt: Das Problem ist, daß man wissen müßte, ob der Konflikt von Herr und Knecht seine Lösung finden wird im Dienst an der Maschine, den eine Psychotech-

nik, die mit immer präziseren Anwendungen bereits schwanger geht, aus Rennwagenfahrern und Überwachern von Steuerzentralen zu schaffen sich verwenden wird.

Der Begriff der Rolle der räumlichen Symmetrie in der narzißtischen Struktur des Menschen ist wesentlich, um die Fundamente einer psychologischen Analyse des Raums zu legen, deren Stelle wir hier nur anzeigen können. Sagen wir, daß die Tierpsychologie uns enthüllt hat, daß das Verhältnis des Individuums zu einem bestimmten räumlichen Feld bei bestimmten Arten sozial ausgezeichnet ist auf eine Weise, die es zur Kategorie der subjektiven Zugehörigkeit emporhebt. Wir werden also sagen, daß es die subjektive Möglichkeit der Spiegelprojektion eines solchen Feldes in das Feld des anderen ist, was dem menschlichen Raum seine originär „geometrische“ Struktur gibt, Struktur, die wir gerne *kaleidoskopisch* nennen wollen.

Von der Art ist zumindest der Raum, in dem sich die Bilderwelt des *Ichs* entfaltet, und der mit dem objektiven Raum der Realität zusammenfällt. Aber bietet uns dieser auch einen Grund zu jeglicher Ruhe? Bereits im „Lebensraum“, wo der menschliche Wettkampf sich immer mehr verschärft, würde ein stellarer Beobachter unserer Gattung auf Fluchtbedürfnisse mit sonderbaren Effekten schließen. Die begriffliche Ausdehnung aber, auf die wir das Reale haben glauben können reduziert zu haben, scheint sie nicht auf weiteres ihre Unterstützung dem physikalischen Denken zu entziehen? Wird so, nachdem er uns nach den Grenzen der Materie hat greifen lassen, dieser „realisierte“ Raum, der uns die großen imaginären Räume, in denen sich die freien Spiele der alten Weisen bewegten, als illusorisch erscheinen läßt, seinerseits in einem Gebrüll des universalen Grundes untergehen?

Wir wissen, was immer damit sein mag, über was unsere Anpassung an diese Forderungen erfolgt und daß der Krieg sich mehr und mehr als der unvermeidliche und notwendige Geburtshelfer aller Fortschritte unserer Organisation erweist. Gewiß, die Anpassung der Gegner in ihrem sozialen Gegensatz scheint sich auf einen Wettstreit von Formen hinzubewegen, man kann sich aber fragen, ob dieser motiviert ist durch eine Einstimmung auf die Notwendigkeit oder durch jene Identifizierung, deren Bild Dante in seiner Hölle uns zeigt in einem tödlichen Kuß.

Im übrigen scheint es nicht, daß das menschliche Individuum als Material eines solchen Kampfes absolut ohne Fehler sei. Und die Entdeckung von „bösen inneren Objekten“ als verantwortlich für die (unter Umständen in Apparaten recht kostspieligen) Reaktionen der Hemmung und der Flucht nach vorn, Entdeckung, bei der wir in jüngster Zeit vorzugehen gelernt haben, was die Elemente des Chocs, der Jagd, der Fallschirmjägererei und des Kommandos angeht, beweist, daß der Krieg, nachdem er

uns vieles über die Genese der Neurosen gelehrt hat, vielleicht doch zu viel fordert an Subjekten, die stets noch neutraler sein sollen in einer Aggressivität, an der das Pathetische unerwünscht ist.

Nichtsdestoweniger haben wir hier noch einige psychologische Wahrheiten beizutragen: nämlich **wie** gern der angebliche „Erhaltungstrieb“ des *Ichs* in den Taumel der Beherrschung des Raums umschlägt, und vor allem, **wie sehr** die Furcht vor dem Tod, dem „absoluten Herrn“, angenommen im Bewußtsein von einer ganzen philosophischen Tradition seit Hegel, psychologisch untergeordnet ist der narzißtischen **Furcht** vor der Verletzung des eigenen Körpers.

Wir glauben nicht umsonst das Verhältnis unterstrichen zu haben, in dem mit der Dimension des Raums eine subjektive Spannung steht, die im Unbehagen der Kultur sich überschneidet mit jener der Angst, der sich Freud so human genähert hat und die sich in der zeitlichen Dimension entfaltet. Auch diese möchten wir gern aus den zeitgenössischen Bedeutungen zweier Philosophen erhellen, die jenen entsprechen würden, die wir gerade angerufen haben: die Philosophie Bergsons aufgrund ihrer naturalistischen Unzulänglichkeit und die Kierkegaards aufgrund ihrer dialektischen Bedeutung.

Am Kreuzungspunkt allein dieser zwei Spannungen müßte jene Aufnahme seiner ursprünglichen Zerrissenheit durch den Menschen ins Auge gefaßt werden, derzufolge man sagen kann, daß er in jedem Augenblick seine Welt durch seinen Suizid konstituiert, und deren psychologische Erfahrung zu formulieren, Freud die Kühnheit besaß, so paradox ihr Ausdruck in biologischen Termini, das heißt als „Tödestrieb“, auch sein mag.

Beim „befreiten“ Menschen der modernen Gesellschaft aber enthüllt diese Zerrissenheit bis auf den Grund des Seins den schrecklichen Riß. Es ist die Selbstbestrafungsneurose mit den hysterisch-hypochondrischen Symptomen ihrer funktionalen Hemmungen, mit den psychasthenischen Formen ihrer Derealisierung des anderen und der Welt, mit ihren sozialen Folgen von Mißerfolg und Verbrechen. Dies ergreifende Opfer, entwichen, ohne Verantwortung zu tragen übrigens, im Bruch dem Bann, der den modernen Menschen auf den furchtbarsten gesellschaftlichen Galeerendienst verpflichtet, nehmen wir auf, wenn es an uns kommt, und unsere tägliche Aufgabe ist, diesem Wesen aus nichts von neuem die Bahn seines Sinns zu öffnen in einer Brüderlichkeit voll Takt, im Maße welcher wir stets zu ungleich sind.

Das hier zur Sopraporte dienende Zitat ist entnommen Jacques Lacans Die Aggressivität in der Psychoanalyse.

SATZUNG

I

Die SIGMUND-FREUD-SCHULE BERLIN ist von Norbert Haas, Vreni Haas, Lutz Mai und Jutta Prasse am 19. April 1978 gegründet worden. Der Sitz der Schule ist Berlin. Die Schule ist durch den Austritt eines Gründungsmitgliedes aufgelöst.

II

Die Schule hat die Aufgabe, die Psychoanalyse zu propagieren, die das Werk Sigmund Freuds ist. Sie verpflichtet ihre Mitglieder auf den Versuch, das Werk Freuds durch das Werk Jacques Lacans zu lesen und sich an ihm zu bilden. Im *Mathem* soll an einer Lehre gearbeitet werden, die die Kernpunkte der Psychoanalyse: die hervorragende Bedeutung der infantilen Sexualität und der Kastration, bewahrt und deren Erfahrung einschließt.

Die Arbeit der Schule umfaßt: 1. die theoretische Arbeit an der Psychoanalyse, 2. ihren Gebrauch als Behandlung, 3. ihren Gebrauch in den Wissenschaften.

Die Mitglieder der Schule lehren, wenn sie dies wollen. Das heißt, daß in der Lehrarbeit Zeugnis gegeben werden kann von der Arbeit des Unbewußten. Wie aber Übermittlung der Psychoanalyse, wenn der Weg ihrer Erfahrung vom Besonderen zum Besonderen verläuft? Das Psychoanalysieren kann bei Mitgliedern der Schule erlernt werden. Die Form dafür ist die Psychoanalyse.

III

Die Schule hat den weiteren Zweck der gegenseitigen Unterstützung ihrer Mitglieder in allen Bestrebungen zum Erwerben und Verbreiten von Kenntnissen, die das Gebiet der Psychoanalyse betreffen.

Die Mitglieder treffen sich regelmäßig zur Beratung und theoretischen Arbeit. Sie halten Veranstaltungen ab (Seminare, Tagungen, Vorträge), die vom jeweiligen Leiter zu verantworten sind. Die Schule übernimmt die Organisation der Veranstaltungen.

Die Mitglieder fördern nach Möglichkeit eine integrale und wissenschaftlich brauchbare Ausgabe der Schriften Sigmund Freuds.

Sie fördern nach Vermögen die Herausgabe und Übersetzung des Werkes von Jacques Lacan.

Sie arbeiten am WUNDERBLOCK, Zeitschrift für Psychoanalyse, regelmäßig mit.

IV

Mitglied der Schule kann jeder werden, der an sie einen begründeten Antrag stellt. Für den Antrag muß ein Mitglied der Schule sprechen. Eine Kooptierung findet nicht statt. Zwischen Antrag und Portierung sollen mindestens drei, höchstens zwölf Monate liegen.

Die Namen der Mitglieder der Schule werden jährlich im WUNDERBLOCK veröffentlicht; die Adressen werden auf Anfrage vom Sekretariat mitgeteilt.

V

Die Organe der Schule sind:

1. Die Mitgliederversammlung,
2. der Sekretär.

Die Mitgliederversammlung tritt jährlich mindestens einmal zusammen. Sie kann von jedem Mitglied nach Rücksprache mit den anderen einberufen werden.

Der Mitgliederversammlung obliegt die Wahl des Sekretärs für die Dauer von zwei Jahren. Sie entsendet ein Mitglied der Schule als Kassierer in den Vorstand des Fördervereins. Sie beschließt über Satzungsänderungen.

Alle Beschlüsse der Mitgliederversammlung werden mit einfacher Mehrheit gefaßt.

Der Sekretär führt die Geschäfte der Schule. Er ist ihrer Mitgliederversammlung gegenüber verantwortlich. Er ist Mitglied im Vorstand des Fördervereins.

Der Sekretär führt über die Mitgliederversammlungen der Sigmund-Freud-Schule Protokoll, das von der Versammlung beschlossen wird.

VI

Mitteilungen der Schule erfolgen im WUNDERBLOCK, Zeitschrift für Psychoanalyse.

VII

Die für den Betrieb der Schule notwendigen Rechtsgeschäfte obliegen dem Förderverein.

VIII

Diese Satzung tritt nach Beschluß durch die Mitgliederversammlung der Sigmund-Freud-Schule in Kraft.

VEREIN ZUR FÖRDERUNG DER SIGMUND-FREUD-SCHULE BERLIN
SATZUNG

§ 1

Name und Sitz des Vereins

Der Verein führt den Namen „Verein zur Förderung der Sigmund-Freud-Schule Berlin“ und hat seinen Sitz in Berlin.

Er soll in das Vereinsregister eingetragen werden.

§ 2

Zweck der Vereins

Der Verein hat den Zweck, die Arbeit der Sigmund-Freud-Schule, die in deren Statut beschrieben ist, nach seinen Kräften, insbesondere durch die Bereitstellung materieller und organisatorischer Mittel zu fördern.

Die Förderung schließt den Abschluß von dem Betrieb der Sigmund-Freud-Schule dienlichen Rechtsgeschäften ein, ohne daß der Verein insoweit als Vertreter der Sigmund-Freud-Schule handelt.

§ 3

Mitgliedschaft

Einen Antrag auf Mitgliedschaft im Förderverein kann jeder stellen, der die Arbeit der Sigmund-Freud-Schule fördern und unterstützen will. Er hat einen Aufnahmeantrag an den Vorstand des Vereins zu stellen. Dem Antrag wird stattgegeben, wenn der Vorstand einstimmig zustimmt.

§ 4

Austritt aus dem Verein

Der Austritt aus dem Verein ist dem Vorstand schriftlich mitzuteilen. Er gilt als vollzogen, wenn der Vorstand die Mitteilung erhalten hat.

§ 5

Mitgliedsbeitrag

Die Höhe des Mitgliedsbeitrages wird von der Mitgliederversammlung festgelegt. Hierzu genügt ein Beschluß mit einfacher Mehrheit der anwesenden Mitglieder. Der Mitgliedsbeitrag ist zu Beginn eines jeden Kalenderjahres fällig und auch bei Austritt für das ganze Jahr zu entrichten.

§ 6

Haushaltsjahr

Das Haushaltsjahr des Vereins ist das Kalenderjahr.

§ 7

Die Organe des Vereins

Die Organe des Vereins sind:

- 1.) die Mitgliederversammlung,
- 2.) der Vereinsvorstand.

§ 8

Der Vereinsvorstand

Den Vereinsvorstand im Sinne des § 26 BGB bilden:

- 1.) der von der Mitgliederversammlung mit einfacher Mehrheit der anwesenden Mitglieder gewählte **Vorsitzende** des Vereins,
- 2.) der von den Mitgliedern der Sigmund-Freud-Schule gewählte Sekretär,
- 3.) der von den Mitgliedern der Sigmund-Freud-Schule gewählte Kassierer.

§ 9

Die Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung tritt bei Bedarf zusammen. Den Bedarf stellt entweder ein Drittel der Mitglieder des Vereins, ein Mitglied der Sigmund-Freud-Schule, das auch Mitglied des Vereins ist, oder der Vorstand des Vereins fest.

Die Mitgliederversammlung ist beschlußfähig, wenn sie einen Monat zuvor schriftlich einberufen worden ist und die Hälfte der Vereinsmitglieder und zwei Mitglieder des Vorstandes anwesend sind. Über die Versammlung fertigt der Versammlungsleiter ein Protokoll, das den Mitgliedern mitgeteilt wird.

§ 10

Auflösung des Vereins

Der Verein löst sich auf, sobald sein Zweck, die Sigmund-Freud-Schule, nicht mehr besteht.

Der Verein kann seine Auflösung durch ein Votum von zwei Dritteln seiner Mitglieder beschließen.

Über den Verbleib des Vereinsvermögens entscheidet der Vorstand des Vereins mit einfacher Mehrheit.

§ 11

Satzungsänderungen

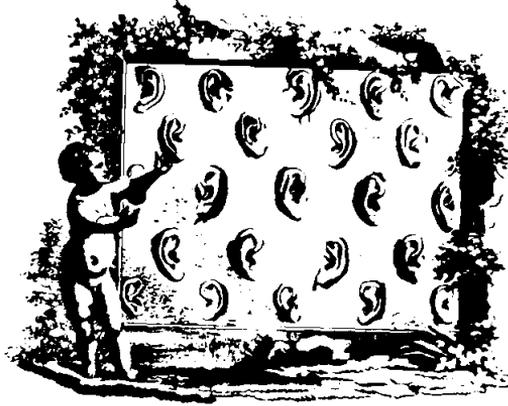
Änderungen dieser Satzung können von der Mitgliederversammlung mit zwei Dritteln der Stimmen der anwesenden Mitglieder beschlossen werden.

§ 12

Inkrafttreten

Diese Satzung tritt mit Eintragung in das Vereinsregister bei dem Amtsgericht Charlottenburg in Kraft.

Berlin, den 12. Juni 1983



NICOLAS ABRAHAM, MARIA TOROK: *Kryptonymie. Das Verbarium des Wolfsmanns. Vorangestellt VORS von Jacques Derrida. Übers. von Werner Hamacher. Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein 1979.*

Sergej Pankejeff, der Wolfsmann, „Sigmund Freuds berühmtester Fall“, wie es auf dem Umschlag der deutschen Ausgabe des von Muriel Gardiner betreuten Buches über ihn und von ihm heißt, hat im Frankreich der 70er Jahre in Maria Torok und Nicolas Abraham noch einmal zwei Analytiker bekommen. 1979, im Jahre seines Todes in einer Wiener Anstalt im Alter von 92 Jahren, erschien die deutsche Übersetzung der endlichen Lösung seines Falles. Ohne daß er das Geringste davon erfuhr, hatte sein Fall, d. h. hatten die Texte von Freud und Ruth Mack Brunswick, die Berichte der Gardiner und seine autobiographischen Zeugnisse die beiden Analytiker zu einer großen gemeinsamen Arbeit angeregt, die sich nicht nur teilweise so spannend liest wie ein zur Zeit äußerst erfolgreicher Kriminalroman eines Semiotikers, sondern auch zu einem ebenso befriedigenden Schluß führt. Der Fall ist nun gelöst, was zeitgemäß heißt: die verschlüsselten Texte sind entziffert, das in den Texten verborgene Geheimnis ist entdeckt. Zeitgemäß: Wo steht diese Arbeit in der Fortentwicklung der Psychoanalyse nach Freud?

Der schwierige, komplizierte, in sich widersprüchliche Fall des Wolfsmanns hat die Autoren „angesprochen“, wie ein Anruf des Mannes selbst, wie ein Schrei nach Analyse:

„In ‚Aus der Geschichte einer infantilen Neurose‘ (1918) bemerkt Freud, unmittelbar nach dem Kommentar zum Alptraum von den Wölfen, mit tiefer Intuition: ‚Eisbär und Walfisch ... können nicht miteinander Krieg führen, weil sie, ein jeder auf sein Element beschränkt, nicht zueinander kommen.‘ Ja, es gibt im psychischen Apparat des Wolfsmanns Elemente, die nie aufeinanderstoßen dürfen. Doch kann man glauben, daß er, Sergej Wolfsmann, zu den Analytikern unablässig spricht, nur um nicht verstanden zu werden? Seit der Verbreitung seiner Frinnungen hat er nicht mehr bloß einen Analytiker, sondern Tausende, ja Tausende von Ohren, die ihm zuhören. Ist es verständlich, daß sein Ziel sein sollte, diese Aufsplitterung in seiner Person, auf die Freud in seinem allerletzten Text (‚Die Ichspaltung im Abwehrvorgang‘) just an ihn denkend hingewiesen hat, von ihnen allen billigen zu lassen? Das Schulterzucken vieler enttäuschter und um irgend eine große Enthüllung betrogener Leser ist keine adäquate Antwort auf diese Frage.

Zwischen den Zeilen ist der Wolfsmann immer einer, der nach der Wahrheit sucht, nach einer Wahrheit, die er selber nicht aussprechen kann. Die offenkundige literarische Banalität und der moralische Konformismus seiner autobiographischen Erzählung lassen sich auch als wirkliches Symptom, als eine Karikatur der obligatorischen ‚Wahrheit‘ der Gutgläubigen deuten. So besehen, bekommt seine Arbeit die tragische Dimension eines sehr menschlichen Werks. In jeder Zeile, die er schreibt, und in jeder, die er zu schreiben vermeidet, muß man ihn ausrufen hören: Ihr wollt nichts wissen von dem, was ich wirklich bin!“ (S. 104)

Dieser ohne Antwort gebliebene Schrei des Wolfsmanns, den A/T durch Freuds Text hindurch so dringlich vernehmen, sollte den Leser jedoch nicht abhalten nachzuschauen, was Freud hier mit tiefer Intuition eigentlich bemerkt. Es handelt sich nämlich in dem Exempel von Eisbär und Walfisch um die Schwierigkeit der Diskussion „mit Arbeitern auf dem Gebiet der Psychologie oder der Neurotik [...], die die Voraussetzungen der Psychoanalyse nicht anerkennen und ihre Ergebnisse für Artefakte halten“. Und Freud fügt hinzu: „Daneben hat sich aber in den letzten Jahren eine Opposition von Anderen entwickelt, die, nach ihrem eigenen Vermeynen wenigstens, auf dem Boden der Analyse stehen, die Technik und Resultate derselben nicht bestreiten und sich nur für berechtigt halten, aus dem nämlichen Material andere Folgerungen abzuleiten und es anderen Auffassungen zu unterziehen.“ (G. W. XII, S. 76)

Es verschränken sich also an dieser Stelle ein unverträgliches Nebeneinander in der Psyche des Wolfsmanns und Unverträglichkeiten theoretischer Natur; und es ist nicht unbeeinflußt vom Stil der Autoren A/T zu sagen, daß im Fall des Wolfsmanns der Boden der Analyse, der Boden, auf dem die Eisbären – durchaus nicht nur friedlich – miteinander leben, ein glitschiges Terrain ist, ja manchmal auch ein treibendes, das plötzlich auseinanderbrechen kann, wenn es sich um eine Eisscholle handelt. Der Boden der Freudischen Psychoanalyse ist kein sicherer Boden, denn sonst ginge es A/T schließlich nicht um eine Rettung. Sie bekennen nämlich über ihre Beschäftigung mit dem Wolfsmann:

„Das Drama des Wolfsmanns bleibt für seinen Helden unabgeschlossen. Doch nachdem die Handlung einmal begonnen hat, kann sie nicht auf halber Strecke Halt machen, unausweichlich muß sie sich in uns fortsetzen, bis zu ihrer schließlichen Auflösung. Und hier fängt unsere Unbefriedigung, unterstützt von einem providentiellen *deus ex machina*, zu arbeiten, zu imaginieren, zu träumen an. Ein unwiderstehliches Gewicht zieht uns an: die Analyse des Wolfsmanns zu retten, uns zu retten. Im Laufe der Tage beginnt, spannt und vollendet sich in uns ein rettender vierter Akt.“ (S. 85)

„Uns zu retten“, „de nous sauver“ hat im Französischen freilich auch die triviale Bedeutung von weglaufen, abhauen; es muß also auch darum gehen, den heißen, bzw. eisigen, rutschigen Boden der Freudischen Psychoanalyse zu verlassen. Sich zu retten, vor welcher Gefahr, wohin? Was heißt, eine Analyse und mit ihr sich selbst zu retten?

A/T finden die Wahrheit; die Wahrheit, die der Wolfsmann nicht aussprechen kann, sie sprechen sie aus. Sie finden das „Zauberwort“ des Wolfsmanns hinter, zwischen und in den Wörtern seiner „die Wahrheit verbergenden Sprache“. Sie machen aus ihm, dem „unwahrhaftigen Zeugen“, einen wahrhaftigen.

„Man weiß nun, welche Worte gesprochen haben und wie! Man errät auch, was den Worten ihre Fähigkeit zu sprechen geraubt hat, was sie auf Wörter ohne Griff, auf ungreifbare Wörter reduziert hat. Diese Wörter haben wir ergriffen und ihnen ihren Griff und ihre Handhabe zurückgegeben. Ihren Reim in seinem Innern, in unserm Innern.“ (S. 177)

Der „rettende vierte Akt“, die Tat der Autoren, ist das Finden der entzifferten Worte: die Wiederherstellung eines originalen Dialogs, der Sätze, die zwischen der Mutter und der englischen Gouvernante der Kinder gewechselt wurden und in denen das Zeugnis des Kindes Sergej über das sündige Begehren seines

Vaters, das über die Verführung durch die vom Vater verführte Schwester zu seinem eigenen Begehren wurde, zu Wort kam, um gezeugnet zu werden. Das Trauma, das A/T – darin Ferenczi verpflichtet („Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind“) – aufdecken, erweist sich hier im Fall des Wolfsmanns als die Tilgung ausgesprochener Worte.

„Es ist nicht eine Wörter *enthaltende* Situation, die verdrängt worden ist und dabei jene Wörter mit in die Verdrängung gezogen hat, sondern es sind *die Wörter selbst*, die das Begehren ausdrücken und als Generatoren einer zu meidenden und nachträglich zu annullierenden Situation angesehen werden. In diesem Fall, und allein in diesem, versteht man, daß sich die Verdrängung auf das Wort beziehen kann, als wäre es eine Sachvorstellung, und daß die Wiederkehr des Verdrängten nicht einmal die schon überaus verschlungenen Wege metonymischer Verschiebung benutzen kann. Damit es dazu kommen kann, muß es sich um eine Katastrophensituation handeln, die eben durch Wörter hervorgerufen sein muß.“ (S. 90f.)

Was so durch diese an Wörtern geschehene Verdrängung beim Wolfsmann entstanden ist, nennen A/T ein durch „Einverleibung“ entstandenes „künstliches Unbewußtes“, eine „verhärtete Zyste“ zwischen Ubw und Vbw, die „Krypta“, in deren Innern es zwar „hell“ ist, ein reflektierendes Bewußtsein herrscht, das aber hermetisch vom Bewußtsein ihres Trägers abgeschnitten, ausgeschlossen bleiben muß und nur noch durch die Rätsel der „Kryptonyme“, d. h. indirekter, in sehr verwinkelter, fragmentierter Beziehung zu den Urwörtern („Archeonymen“) stehenden Sprachscherben in Erscheinung tritt.

Die Lösung und damit die Rettung der Analyse des Wolfsmann und seiner Analytiker ist also ein durch die „Übersetzung“ der Kryptonyme erschlossenes „künstliches Unbewußtes“. Es macht nun einen „Reim“ in ihrem Sinne, wenn man die Übersetzung als ein Über-Setzen an ein anderes Ufer nimmt – die Autoren selbst sprechen ja von (doppeltem) Verrat: *traduttore/traditore* (S. 64). Mit seiner Übersetzung der Kryptonyme, mit seiner Erstellung des dem Wolftraum zugrundeliegenden Originaldialogs macht das Eisbärenpaar A/T einen gewaltigen, bewundernswerten, akrobatischen Satz, einen Sprung auf ein anderes Gelände: *ils se sauvent*. Was kann nämlich die Erfindung eines künstlichen Unbewußten – von einem „natürlichen“ Unbewußten ist auch bei A/T nicht die Rede – anderes bedeuten als ein auf dem Gebiet der Kunst sich Konstituierendes? Es retten sich die beiden Autoren, die es können – auf das Gebiet der Textfiktion, der erzählenden Literatur.

Doch wovor gilt es sich zu retten, was wollen die Autoren mit der Analyse des Wolfsmanns ins Sichere bringen?

Der Boden der Wolfsmannanalyse, dieser glitschige, zerklüftete Boden, ist bereits in der Veröffentlichung durch Freud zum Feld deklariert worden, das in seiner Besonderheit für die Unmöglichkeit steht, eine grundlegende Komplikation der analytischen Theorie abzuschaffen. Es ging Freud mit der Veröffentlichung von „Aus der Geschichte einer infantilen Neurose“ um ein Zeugnis für die Erhaltung der grundlegenden Aufbrüche in seinem theoretischen Gebäude, die er für jede weitere theoretische Arbeit daran als Voraussetzung betrachtete. Es ging um das Offenhalten einer Schwierigkeit, eines Dualismus, gegenüber vereinfachenden Lösungsvorschlägen dieser „Anderen“ (Adler und Jung), die zwar auf demselben Boden zu stehen meinten, die Technik und Resultate der Analyse nicht bestritten, aber doch andere Schlüsse gezogen hatten. Adler und Jung hatten beide, jeder auf seine Weise, einen Monismus zu retten, Vorstellungen einer psychischen Triebkraft, einer psychischen Energie, die nicht wie bei Freud zutiefst, d. h. von Anfang an mit der asymmetrischen Komplikation der Sexualität zusammenhing, für die Freud den Terminus der Kastration als unverzichtbaren geprägt hatte. Es drängt sich nun bei dem Buch von A/T 60 Jahre danach im analytischen und allgemein kulturellen Klima von Paris eine Analogie auf: Die Technik der „Kryptonymie“ ist die auf das Sprachliche gerichtete Analyse. Könnte es sein, daß die Autoren in der Ära

Lacans, auf den sie sich übrigens nie beziehen, wie damals Jung und Adler gegenüber Freud, die monistische Vorstellung einer Einheit, einer Einheitlichkeit auf dem Bereich des Sprachlichen zu retten haben gegenüber der Theorie des Signifikanten, wie sie Lacan vertritt?

Die Hypothese des künstlichen Unbewußten basiert auf dem Symbolbegriff der Autoren:

„Die Idee des Symbols impliziert ein Symbolisierbares, die Idee der vorsymbolischen ursprünglichen Einheit, deren Bruch die Bildung des Unbewußten veranlaßt hat.“ (S. 166)

Was kann damit gemeint sein? Etwas, das sich nicht in Sachvorstellung und Wortvorstellung spaltet, Bilder? Jedenfalls hat im Lichte dieser Definition der Analytiker die Aufgabe, diesen Bruch zu heilen, etwas Verlorenes zu restituieren, das Symbol zu ergänzen, wieder ganz zu machen. Im besonderen Fall des Wolfsmanns wird das so beschrieben:

„Was aber geschieht, wenn ein zusätzlicher Spalt die symbolische Gegebenheit fragmentiert und wenn das Subjekt auf dem Diwan folglich zum Träger eines Puzzles von Scherben wird, von denen man nichts weiß: deren Kombinationsform man ebensowenig kennt wie den größten Teil der Fragmente, und die man zunächst fortschreitend wiederherstellen muß, um sie dann, in einer zweiten Phase, zusammensetzen und schließlich, in einer dritten Phase, die derart erhaltene partielle Einheit ins Verhältnis zu setzen zu dem unterstellten ihr fehlenden Teil, zu ihrem wiederhergestellten ko-symbolischen Komplement, wobei diesmal bekannte Regeln angewendet werden können.

Das ist nur ein Bild, und also trügerisch, doch es faßt die Arbeit, die wir in den vorangegangenen Kapiteln leisten mußten, verhältnismäßig gut zusammen.“ (S. 166)

Kompletierung, Vervollständigung, Heilung der Sprache, als gäbe es nur im besonderen Fall, im Krankheitsfall, darin ein Fehlen. Das Ende der Analyse wäre die vollständige Wiederherstellung der Sprache, nach genauen, bekannten, wissenschaftlich vermittelten Regeln, und die Heilung würde gipfeln in der möglich gewordenen Erzählung der bis dahin geheimen Lebensgeschichte des Patienten. Es gäbe nichts mehr, was das Ich spaltet, wenn es spricht, das Ich wäre in der Erzählung, in der Sprache bei sich selbst, Verdrängung und Kastration wären überwunden. In Deutschland sind uns solche Versuche, die Psychoanalyse endlich zu machen, mit Freud zu Ende zu kommen, nicht neu. Das enthusiastische lange Vorwort von Jacques Derrida setzt bei dieser Überwindung der unendlichen Analyse an; wo die Analyse endlich ist, hat die Philosophie des unendlichen Textes das Wort. (J. P.)

„Non liquet“, schreibt Freud, die Grenze markierend, die sein Versuch des schlüssigen Beweisens einer Urszene erreicht. Abraham und Torok machen nicht halt. Sie gelangen zu einer „wirklichen Urszene“ (S. 119), erschließen einen verworfenen Dialog. „Man weiß nun, welche Worte gesprochen haben und wie!“ (S. 177).

Zu diesem Wissen gelangen Abraham und Torok, indem sie Methoden aufgreifen, die vor Freuds *Non liquet* liegen: jene der historischen Sprachwissenschaft und der Textkritik des 19. Jahrhunderts. Hier wie dort geht es darum, einen Text wiederherzustellen, den eigentlichen, den wahren, geht es darum, den Wortschatz, die Gesetze einer versunkenen Sprache zu rekonstruieren, hier wie dort gelingt es, in ihr sogar eine Fabel zu verfassen.

Ihr Material sind die von Freud und Ruth Mack-Brunswick festgehaltenen Worte des Wolfsmanns (S. 61: „fixierte Dokumente“). Deren Untersuchung setzen sie mit einer Psychoanalyse gleich; ihre Arbeit sei ein fünfjähriges „Hören“ (sic) gewesen, von der „durchschnittlichen Dauer einer Analyse“ (S. 61). Dieser Vergleich kann nur dann gedacht werden, wenn das Subjekt nicht ist, wer spricht, sondern der, der gesprochen hat, Analysandus, dessen Sätze Material sind; nur dann, wenn der Analytiker ein Forscher ist, der das

Material deutet, ihm einen Sinn gibt, Ordnung und Kohärenz herstellt, deren Garant er allein sein kann.

Abraham und Torok bringen das Material durch polyglotte Substitution zum Sprechen. Der Wolfsmann hat sich in drei Sprachen bewegt: in seiner Muttersprache, im Deutsch des Hauslehrers, im Englisch seiner Gouvernante. Das erlaubt eine Reihe von Assonanzen quer durch die Sprachen:

Wörter aus den vom Wolfsmann hinterlassenen Sätzen werden ins Englische oder Russische übersetzt; die dort gefundenen Wörter reimen sich mit klangähnlichen einer anderen oder derselben Sprache; die sind Teile des eigentlichen Textes. „*Es war Nachtr*“, von Freud notiertes Element des Wolfstraumes, wird mit Hilfe eines Wörterbuches als „*notschju*“ identifiziert, auf das sich „*not you*“, das eigentliche Wort, reimt.

Rund vierzig Reime filtern die Autoren aus des Wolfsmanns Träumen heraus. Manche plausibel: wenn die Sechszahl der Wölfe, *sebstjorka*, an *sjestjorka*, *Schwesterchen*, erinnert (S. 86). Manchmal als Reim-dich-oder-ich-freß-Dich: wenn Wölfe als guttural gesprochenes englisches *wolves* übersetzt und dies als Reim auf *gulfik*, *Hosenschlitz*, gehört wird (S. 114). Manchmal falsch: wenn das deutsche *Sohn* mit russisch *son* oder *Nußbaum* mit *orjeb* übersetzt wird (S. 110 f.). Manchmal auch absurd: wenn aus *Schnecke* über *Schreck* (S. 113) durch vielfachen Buchstabentausch *grjeb*, *Sünde*, entstehen muß (S. 126).

Dies Verfahren erinnert an Rechenkunststücke der Zahlensymbolik, wo Quersummen, Zahlbuchstaben, Silbenzahlen das richtige Ergebnis herstellen helfen. Es gibt kein anderes Kriterium für die Triftigkeit der gefundenen Reime als die Kohärenz des supponierten Textes. „*Alles nach Wunsch!*“ (S. 88). Dichtung der Autoren; deren Signifikanten produzieren; das Produkt, soweit sie es lesen können, wird ihre Geschichte, die sie als die des Wolfsmanns erzählen.

So kann nun der Traum von den Wölfen übersetzt werden. Es ergibt sich als „*textuelle*“ Restitution des Traumgedankens“ (S. 116) ein englischer Dialog zwischen Gouvernante und Mutter, der russische Brocken enthält. Um ihn zu erklären, muß von den Verfassern eine Vorgeschichte angenommen werden. Sergejs Schwester hat ihren Bruder verführt und dabei berichtet, daß sie den Penis des Vaters zur Frektion gebracht habe. Sergej erzählt dies der Gouvernante. Im Dialog zwischen ihr und der Mutter, den der Sohn mit anhört, wird der Wert seines Zeugnisses bestritten. Die Reaktion der Erwachsenen hat traumatisierende Wirkung, da sie die genossene Lust und den Vater in Frage stellt, und sie stürzt Sergej in ein Dilemma. Einerseits muß sein Zeugnis falsch sein, darf das Ereignis nicht stattgefunden haben, damit der Vater nicht vernichtet wird, andererseits soll ein Zeugnis wahr sein, muß das Ereignis um der empfundenen Lust willen stattgefunden haben.

Sergej reagiert, indem er das Wort *tjeretj*, *reiben*, einer „*wirklichen Verdrängung*“ (S. 168) unterwirft; denn das Wort des Genusses steht für das, was die Schwester mit Vater und Bruder gemacht hat (S. 176), das, was von den Autoren als eigentliche Ursache „*hinter*“ dem bereits nur erschlossenen Dialog angenommen wird: „*Reib mir den Penis*“ (S. 89).

Tjeretj kann wiederkehren, aber nur, indem es vermieden und nie ausgesprochen wird. Dies gelingt mittels der „*Alloseme*“; das sind jene Wörter, die einem Lemma als Bedeutungen zugeordnet sind. Für *tjeretj* finden die Verfasser in ihrem russisch-französischen Lexikon: *scheuern*, *stoßen*, *reiben*, *verletzen*, *polieren*. Auch die Alloseme sind aus dem aktiven Wortschatz verbannt; sie können allenfalls als Bild erscheinen (die *scheuernde* Gruscha) – wie auch schon *tjeretj* selbst im Coitus a *tjergo* als Bild erschienen ist (S. 93) – doch nur ihre Synonyme sind sagbar und symbolfähig (*zarapatj*, *kratzen*, *zarapina*, *Nurbe*, S. 90).

Das Konzept dieser „*lexikologischen Kontiguität*“ (S. 90) und der „*Reime*“ wird verbunden mit dem der *Krypta*:

Vor ihrer Rekonstruktion des traumatisierenden Dialogs waren die Verfasser zunächst auch von einer Verführung von Vater und Bruder durch die Schwester ausgegangen – freilich, ohne daß Skandal entstan-

den wäre. Hier löst Sergej das Dilemma, in das ihn die Koinzidenz der Penisse, eine Kastrationsdrohung der Schwester, Eifersucht und Aggression stürzen, durch die „Einverleibung“ der an dem Drama Beteiligten. Vater und Schwester, später auch andere Personen, werden im Ich in eine Krypta verbracht, wo sie, lebendig begraben, im Ich, aber nicht integraler Teil des Ich (im Gegensatz zur Introjektion), leben und nicht leben, möglich und unmöglich sind. Sergej ist und ist nicht eine dieser Figuren, oder er ist jemand, der an der Krypta vorbeiführt, um sein Leben lang den Zugang zu dem Geschehenen zu verhindern, ohne es zu vernichten.

So kommt es, daß Freud nicht Sergej, sondern dessen Schwester analysiert hat.

Dieses Konzept der Krypta wird ergänzt durch die Entdeckung des traumatisierenden Dialogs. Er ist es jetzt, der das Ich des Wolfsmanns spaltet. Die Worte werden in die Krypta verbracht, wo sie begraben und erhalten sind, sich nur über den Reim verraten. Verbracht in jene Krypta, die von den einverleibten Personen belebt wird, an die in einer internen Hysterie das tiefverdrängte *tjeretj* sich wendet, das deshalb nie zur Wiederkehr des Verdrängten im Symptom oder Symbol gelangen kann (S. 92).

Der Zusammenhang ist brüchig. Der Bruch liegt dort, wo es nicht mehr um das Haken oder Gleiten von Signifikanten geht, sondern wo Inkorporationen von „Situationen“, von Personen mit Haut und Haar und eigenem Über-Ich (S. 92) auf logisch gleicher Ebene wie die Dialogketten zu wirken beginnen, wo Symbolisches und Imaginäres nicht bestimmt und nicht auseinandergehalten werden.

Die „internen Personen“ (S. 74) werden durch die Verleihung von Eigennamen hypostasiert und damit dem Leser angenehm vertraut. Doch verführt das Prinzip der Personifizierung dazu, die Dynamik des Apparates aus der Belebtheit seiner als lebendig gedachten Elemente zu verstehen. In der Krypta ist eine „hellsichtige Instanz“, die die Verbindung von Allosem und Synonym herstellt (S. 167); und „der Ort des Nicht-Symbolisierbaren, an dem der Tod der Lust ruht, weiß (sic) sehr wohl, durch welches Wort diese sich ausspricht“ (S. 167).

Die Krypta ist notwendiges Komplement des Postulats einer endlichen Lösung; denn gibt es einen festen Text, bedarf es auch eines Speichers, und gibt es feste Zuordnungen von Allosemen, Reimen und Wörtern, bedarf es der internen übersetzenden Instanz.

Im „Verbarium des Wolfsmanns“ wird eine Auffassung von Psychoanalyse sichtbar, deren Kompliziertheit und Brüchigkeit in Sprache und Darstellung nach wie vor das Konzept des *einen* Ich zugrundeliegt: als Ich des die Wahrheit der Funde garantierenden Analytikers, als Ich des Analysanden, das in weitere Ich, die je für sich strukturlos bleiben, zerschellt ist. Als Ziel mit Hilfe eines zu verstehenden Textes die Integration dieser Subfiguren in ein Ich, das dadurch erklärbar ist. Endlich. (H. L.)

ANITA ECKSTALDE, ROLF KUCWER (Hrsg.): *Zeit allein heilt keine Wunden. Psychoanalytische Erstgespräche mit Kindern und Eltern.* Frankfurt: Suhrkamp 1980.

Dieses Buch enthält die Darstellungen der Fälle von elf Kindern und Jugendlichen und ihren Familien, die wegen einer Störung einen Therapeuten aufsuchten aus eigener Initiative oder geschickt vom Arzt, von den Lehrern, einem Pfarrer. Es werden darin hauptsächlich die beiden Erstinterviews mit den Eltern und – getrennt – mit dem Kind behandelt. Die Vorgeschichte und der Verlauf der Therapie werden zusammenfassend dargestellt. Wie die Kinder und ihre Familien weiterleben, erfährt man nicht.

Es geht den Therapeuten um Beziehungen, Beziehungen des Kindes zu den Eltern, der Eltern untereinander, des Interviewers zum Kind, zu den Eltern etc. Eine endlose Kette. Hätte ein Therapeut, wenn er ein „gestörtes Kind“ untersucht, nicht als erstes zu hören, was sagt das Kind mit seiner Rede im Erstinterview allein beim Therapeuten? Stattdessen inszeniert er eine Kette von Situationen, bei denen, beginnend mit dem vorgezogenen Erstinterview mit den Eltern, jeder jeden mit jedem im Auge hat. Jeder der Betroffenen – Eltern, Kind, Therapeut – verhandelt jeden mit jedem. Damit wird in der Untersuchung und späteren Therapie eine Konstellation zum Prinzip erhoben, die in der Familie als wiederholte schon immer da ist. „Die eindrucksvolle Verschränkung des Konfliktgeschehens zwischen Eltern und Kindern“ fällt den Herausgebern auf: „diese Bindung ist mit keiner anderen zwischenmenschlichen Beziehung vergleichbar, weil das kleine Kind den Eltern und ihren unbewußten Einflüssen vollkommen ausgeliefert ist und dieser Einfluß in seine Persönlichkeitsbildung eingeht“ (S. 10).

Zehn der elf referierenden Therapeuten standen in Ausbildung; an den „Fällen“ hatten sie zu lernen, die Störungen zu diagnostizieren; gleichzeitig sollten die angehenden Kindertherapeuten sich bemühen, den Kindern und ihren Eltern den „diagnostischen Befund auszuformulieren [...], den zugrunde liegenden, dem Betroffenen unbewußten Sinnzusammenhang“ (S. 9). Geschrieben wurden zehn der elf Beiträge von Supervisoren nach den Protokollen der Auszubildenden. Man wird bei der Lektüre – mit Ausnahme des letzten Beitrags, der die „Arbeit einer erfahrenen Kinderanalytikerin“ zeigt – den Eindruck einer sich wiederholenden, sich potenzierenden Beobachtungshaltung aller Involvierten, vom Kind bis hin zum Supervisor, nicht los. Dann wird interpretiert und demonstriert. Alles gerät bei diesem Verfahren jedem zum Objekt, zum Objekt eines angestrengten Guckens, das die Autoren für *Aufklärung* halten. Sicher: Zeit allein heilt keine Wunden, ist oft keine genügende Neurosenprophylaxe, aber ob solche „Aufklärung“ weiterhilft? Im Klappentext wird für das Buch mit dem Hinweis geworben: „Der Weg zum Psychoanalytiker kann ein Anfang sein, der schicksalhaft erlebten Verkettung der gemeinsamen Probleme nicht mehr blind ausgeliefert zu sein.“ In den Fallgeschichten erlebe der Leser psychoanalytisches Denken mit, und zwar so: In Analogie zur Traumdeutung könne man von einem manifesten Protokoll des Therapeuten in Ausbildung und einem den latenten Sinn wiedergebenden Interpretationstext des Supervisors sprechen; der versteckte Sinn enthülle sich beim Übersetzen des einen in den andern. Dies Übersetzen sei charakteristisch für das psychoanalytische Denken.

Das Buch soll in dieses Denken einführen, das die Aufgabe habe, die unbewußte Sinnstruktur, den geheimen subjektiven Lebenssinn zu finden, der in Familien geschaffen und vermittelt werde und Entwicklungsstörungen und Krankheiten der Kinder zur Folge haben könne. So H. Argelander in seinem Vorwort. Ein Setting wird dargeboten, es wird gezeigt, wie es eingeubt wird. Daraus können „Eltern, Lehrer und Sozialarbeiter ebenso lernen wie Therapeuten“. So der Kurztext, der dem Titelblatt beigegeben ist. Blau haben die Autoren es unterlassen darzustellen, was daran psychoanalytisch ist. Daß man verborgene Zusammenhänge deuten, daß Unverstandenes aufgeklärt werden kann, ist keine Erfindung der Psychoanalyse. Gerade wenn die Autoren allgemein verständliche Falldarstellungen hatten schreiben wollen, wo „der Leser [...] auf diesem Weg der Entwicklung geführt [wird], Schritt für Schritt, bis das Unverstandene aufgeklärt ist,“ (S. 9) so hätten sie das zu diesem Verständnis notwendige Stück Theorie mitschreiben müssen.

(N II)

MITTEILUNGEN

Mitteilungen der SIGMUND-FREUD-SCHULE BERLIN

■ Seminare 83/84 in Berlin:

Hinrich Lüthmann: Der „Rattenmann“. Lektüre von „Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose“. Freitags, 20.30 Uhr, vierzehntägig.

Lutz Michael Mai: Zum Stand des Psychoanalytikers. Lektüre von „Der Mann Moses und die monotheistische Religion“ und von „Totem und Tabu“. Donnerstags, 20.30 Uhr, vierzehntägig.

Der Seminarraum ist in der Konstanzer Straße 11^{III}, Berlin 31. Auskunft über das Sekretariat, Tel. 8 92 47 51.

■ Seminar 83/84 in Basel:

Robert Stalder: Die psychoanalytische Deutung. Dienstags. Auskunft erteilt Robert Stalder, 4054 Basel, Bachlettenstraße 30, Tel. 54 33 35.

■ Seminar 83/84 in Hamburg:

Hans Naumann: „Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse“. Lacans Auseinandersetzung mit der Theorie des autonomen Ichs. Auskunft erteilt Hans Naumann, 2085 Quickborn, Feldbahnstraße 2, Tel. 0 41 06 / 6 66 54.

Hans Naumann ist am 23. 9. 83 als Mitglied der SIGMUND-FREUD-SCHULE aufgenommen worden.

Am SEMINAR FÜR AUSDRUCKSKUNDE in Basel veranstaltet Robert Stalder ein Seminar unter dem Titel „Analyse der Lebensgeschichte“.

Norbert Haas und Lutz Michael Mai werden Ende März 84 auf Einladung von Robert Stalder am SEMINAR FÜR AUSDRUCKSKUNDE Basel Vorträge zur Grundlagenforschung in der Psychoanalyse halten. Auskunft über den Termin erteilt Robert Stalder, Tel. Basel/54 33 35.

Im Rahmen eines öffentlichen Vortragsabends der SFS in der Akademie der Künste Berlin sprachen am 18. November 83 Norbert Haas über „Individualmythos und Realität nach Freud und Lacan“ und Lutz Mai über „Die Zeit in der Psychoanalyse“.

23.–25. September 83 fand in Berlin auf Einladung von Lutz Mai eine Privattagung zum Thema „Die Grundregel“ im Haus des Literarischen Colloquiums am Wannsee statt.

In der *Zeitschrift für Menschenkunde*, 47. Jahr (1983), H. 3, ist eine größere Arbeit von Robert Stalder *Strukturelle Bewegungszugsanalyse. Eine Technik der phänomenologischen Handschriftenerfassung* erschienen.

Die in diesem Heft abgedruckte Satzung der SIGMUND-FREUD-SCHULE ist als Separatdruck über das Sekretariat, 1 Berlin 31, Konstanzer Straße 11^{III}, erhältlich.

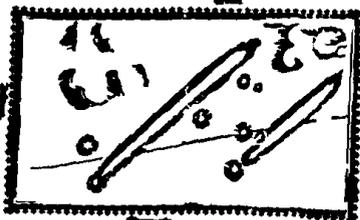
Beitrittserklärungen zum Förderverein der SFS sind an das Sekretariat zu richten.

■ Die Redaktion des WUNDERBLOCK möchte noch einmal daran erinnern, daß eine *Bibliographie zur Rezeption Lacans in deutschsprachigen Veröffentlichungen* erstellt wird, die jährlich erscheinen soll. Sie bittet Autoren und Leser um Anzeige von Arbeiten (Büchern, Aufsätzen, Rezensionen etc.) auf dem Gebiet der Psychoanalyse und **ihrer** Anwendung (Philosophie, Literaturwissenschaft etc.), die sich auf das Werk Jacques Lacans beziehen.

■ Ein Leser des WUNDERBLOCK schreibt: „Zu Nr. 10, S. 28 ff. Ihrer Zeitschrift möchte ich Ihnen mitteilen, daß es tatsächlich so etwas wie ‚Doppelkometen‘ geben muß oder gegeben hat. Ich weise Sie auf einen Holzschnitt hin, den ich in der Festschrift für den Basler Antiquar Adolf Seebaß *Totum me libris dedo*, Basel: Haus der Bücher AG 1979, Abbildung Nr. 11 nach S. 203 gefunden habe.“ Wir haben uns die Abbildung **besorgt**, mußten aber erkennen, daß es sich um die **Simultandarstellung** eines und desselben Kometen, einmal morgens, einmal abends, handelt, wie man dem beidgedruckten Text entnehmen kann. Die Leser des WUNDERBLOCK sind eingeladen, weiter nach **Doppelkometen** zu fahnden.

Beu-scheinender Comestern.

Dieß ist ein Bild von einem Comestern, das in der Festschrift für den Basler Antiquar Adolf Seebaß, Basel: Haus der Bücher AG 1979, Abbildung Nr. 11 nach S. 203 gefunden wurde. Es zeigt zwei Kometen, die gleichzeitig am Himmel zu sehen sind, was als Simultandarstellung eines und desselben Kometen, einmal morgens, einmal abends, interpretiert werden kann.



Dieß ist ein Bild von einem Comestern, das in der Festschrift für den Basler Antiquar Adolf Seebaß, Basel: Haus der Bücher AG 1979, Abbildung Nr. 11 nach S. 203 gefunden wurde. Es zeigt zwei Kometen, die gleichzeitig am Himmel zu sehen sind, was als Simultandarstellung eines und desselben Kometen, einmal morgens, einmal abends, interpretiert werden kann.

Dieß ist ein Bild von einem Comestern, das in der Festschrift für den Basler Antiquar Adolf Seebaß, Basel: Haus der Bücher AG 1979, Abbildung Nr. 11 nach S. 203 gefunden wurde. Es zeigt zwei Kometen, die gleichzeitig am Himmel zu sehen sind, was als Simultandarstellung eines und desselben Kometen, einmal morgens, einmal abends, interpretiert werden kann.

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

HRSG. VON NORBERT HAAS, VRENI HAAS, LUTZ MAI, CHRISTIANE SCHRÜBBERS

■ LIEFERBARE HEFTE:

HEFT 1 J. Lacan: Beim Lesen Freuds · L. Mai: Sprache und Sprechen in der Psychoanalyse
Ch. Schrübbers: Aus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung · Rezensionen zu Leclair,
Montrelay, Sachs.

HEFT 2 Zur Theorie der Lehranalyse · L. Israel: Übermittlung und/oder Lehre.

HEFT 3 F. A. Kittler: Lullaby of Birdland · J. Hörisch: Wagner mit Homer · D. Otto: Die Dis-
kretion und die Identität in Gottfried Kellers „Sinngedicht“.

HEFT 4 H.-J. Metzger: Play it again, Sam! · R. St. Zons: Literaturgeschichte am Leitfaden des
Leibes · Zur Theorie der Lehranalyse II.

HEFT 5/6 VERGRIFFEN

HEFT 7 J. D. Nasio: Das Vampirkind · N. Haas: Lessings Emilia · H.-J. Metzger: Kraft durch
Freud? · Rezensionen zur Geschichte der Psychoanalyse in Österreich, zu Morgenthaler etc.

HEFT 8 VERGRIFFEN

HEFT 9 J. Prasse: Der blöde Signifikant und die Schrift – Stilfragen: · J. Lacan: Die Funktion
des Geschriebenen · R. Nägele: Freud, Habermas und die Dialektik der Aufklärung.

HEFT 10 L. Mai: Zu den vier Diskursmathemen · N. Haas: Exposé zu Lacans Diskursmathe-
men, Teil I: Die Plätze · J. Prasse: Der blöde Signifikant und die Schrift · Stilfragen, 2. Teil · S. Zizek:
Die Mißverständnisse des Metonymismus.

HEFT 11/12 Cl. Lévi-Strauss: Ein kleines mythisch-literarisches Rätsel · Eine „Lacansche“ Psychose ·
L. Mai: Affekt und Effekt beim Zwangneurotiker · F. Kittler: Flechsig/Schreber/Freud · H.-J. Metz-
ger: Editorial · Satzung der Sigmund-Freud-Schule Berlin · Rezensionen zu Abraham/Torok u. a.

SONDERHEFT 1 LACAN LESEN – EIN SYMPOSION mit Beiträgen von M. Frank, F. Kal-
tenbeck, N. Haas, L. Mai, P. Müller, J. Prasse sowie Protokollen der Arbeitsgruppen: *Psychoanalyse
und Hermeneutik, Lacans Darstellung und Kritik der Dora-Analyse von Freud, Übersetzung, Psy-
choanalyse und Institution.*

DER WUNDERBLOCK erscheint unregelmäßig, etwa viermal im Jahr. Das Einzelheft kostet DM 15,-;
das Sonderheft (144 S.) DM 24,-; ein Abonnement von vier Heften DM 55,-, inklusive Versandkosten.
Bestellungen nehmen der Verlag DER WUNDERBLOCK, 1000 Berlin 31, Konstanzer Str. 11,
und alle Buchhandlungen entgegen. Eine Kündigung ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Heftes
möglich. Alle Zahlungen bitte erst nach Rechnungsstellung. Adressenänderungen bitten wir dem
Verlag schnellstens mitzuteilen.

fragmente 7/8

schriftenreihe zur
psychoanalyse

psychoanalyse - literatur - literaturwissenschaft II
•zur psychohistorischen genese der deutschen•



hrsg.: wissenschaftliches zentrum II
gesamthochschule kassel august '83



die quere·die quere·die quere

Herausgegeben von Hans-Joachim Metzger

Eva Meyer

Zählen und Erzählen
Für eine Semiotik des Weiblichen

Preis: DM/sfr 32,-/GS 243,-
ISBN 3-85446-086-4

Victor Tausk

Gesammelte
Psychoanalytische
und Literarische Schriften

Preis: DM/sfr 78,-/GS 593,-
ISBN 3-88602-068-1

Roger Caillois

Der Mensch und das Heilige

Preis: DM/sfr 58,-/GS 440,-
ISBN 3-85446-081-3

MEDUSA

**»Könnte ich eine Auszeichnung
für das schönste Gesamtprogramm vergeben,
würde ich mich schließlich für die Bücher
von Brinkmann & Bose entscheiden.
Ein seltener Genuß.«**

STUTTGARTER NACHRICHTEN